

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 29 (1970)

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen – Comptes rendus

Dante Alighieri, 1265–1321. Vorträge an der Universität Bern zur Feier seines 700. Geburtstags. Bern (Paul Haupt) 1966, 104 p.

Die vier hier vereinigten Vorträge, denen einleitende Worte des damaligen Rektors H. Goldmann voranstehen, ergeben in ihrer Verschiedenheit ein reichhaltiges und vielseitiges Dante-Bild.

August Buck, *Dantes Selbstverständnis* (p. 9–25). – Im eigentlichen Festvortrag, der den Zyklus eröffnete, betrachtet der deutsche Dante-Forscher die Eigenart Dantes unter dem Gesichtspunkt des Selbstverständnisses. Die Anwendung dieses modern anmutenden Ausdrucks auf einen mittelalterlichen Dichter erweist sich durch die klugen und trefflich aufgebauten Erläuterungen zu der Frage, «wie Dante sich als Mensch und Dichter idealiter verstanden hat» (p. 9), als durchaus gerechtfertigt.

Buck zeigt, wie in der *Vita Nuova* die Vergeistigung individueller Erfahrungen ihre höchste Steigerung erfährt; wie im *Convivio* an die Stelle des Dichters der Liebe der Dichter der Tugend tritt, der sich durch seinen Lehrauftrag gerechtfertigt sieht, in eigener Person aufzutreten; wie schließlich in der *Commedia* die Überhöhung des biographischen Ichs, getragen vom religiösen und politischen Sendungsbewußtsein Dantes, geradezu zum Leitmotiv wird. Ein zweiter Teil des Vortrags setzt sich mit Dantes Dichtungstheorie und deren Verwirklichung in der *Divina Commedia* auseinander. Die hier nur knapp angedeuteten Ausführungen schließen mit der Darstellung von Dantes Ansicht über Dichterruhm und der Charakterisierung seines eigenen Strebens nach dichterischer Selbstvollendung, dem als der Leistung eines Mittlers zwischen Gott und dem Menschen der höchste Ruhm gebührt.

Josef Deér, *Dante in seiner Zeit* (p. 26–49). – Der Vortrag von J. Deér beweist eindrücklich, wie wertvoll der Beitrag des Historikers zur Dante-Forschung ist, wenn dieser, wie der Vortragende, es versteht, die historischen Fakten und politischen Verhältnisse in ihrer Bedeutung für Dante zu werten.

Die eingangs formulierte Antithese, Dante sei als Verbannter seiner Vaterstadt «einerseits Leidtragender und Opfer, als Dichter und Prophet andererseits aber auch Richter seines Zeitalters» (p. 26), erfährt in den zwei Hauptteilen des Vortrags eine scharfsinnige und sorgfältig dokumentierte Auslegung.

Im 1. Teil schildert Deér, in Polemik gegen die Ansicht, Dantes «Konversion» zum Ghibellinen sei aus der rein persönlichen Verbitterung des Exils zu erklären, das soziale, wirtschaftliche, politische und religiöse Weltbild Dantes in der Florentiner Zeit vor dem Exil. Er zeigt, wie Dantes Adelsstolz und seine Verachtung des Bürgerlichen und Kaufmännischen, seine scharfe Verurteilung der Simonie und seine Verteidigung der kommunalen Freiheit von Florenz gegenüber den Machtansprüchen Bonifaz' VIII. Dante schon innerhalb der guelfischen Politik in eine sich dem Ghibellinentum nähernde Position gebracht hatte: «In seinen letzten florentinischen Jahren war er ebensowenig ein Guelfe, wie er dann im Exil im parteipolitischen, ja tagespolitischen Sinne zu einem Ghibellinen geworden ist» (p. 36).

Der 2. Teil, eine geraffte Interpretation der *Monarchia*, stellt Dantes Verhältnis

zum Kaisertum dar. Die historisch-empirische Seite davon besteht in der Ausrichtung von Dantes Reichsbild an der Wirklichkeit des staufischen Kaisertums; aber auch die staatstheoretischen Grundlagen des Staufenreichs wirkten auf Dante unmittelbar durch die Schriften von Pier della Vigna. J. Deér verteidigt Dante gegen den Vorwurf einer unrealistischen Flucht in die Vergangenheit, indem er betont, wie Dante in der *Monarchia* eine Lanze für die Eigenständigkeit des weltlichen Staates schlechthin bricht, wie konsequent er das dualistische Prinzip der Gottesunmittelbarkeit beider Gewalten (Papst- und Kaisertum) durchführt, schließlich, wie er das historische Gebilde des Kaisertums christlich und humanistisch universalisiert und so zu einem Postulat der Zukunft macht.

Folgende Versehen erschweren das Verständnis: p. 32 Z. 15 *Vaterschaft* lies *Vaterstadt*; p. 32 Z. 24 und 26 *Ghibellinen* lies *Guelfen*; p. 38 Z. 26 *Friedrich Manfred* lies *Friedrich und Manfred*; p. 44 Z. 23 *der gegenüber der potestas* lies *der gegenüber die potestas*.

Siegfried Heinimann, *Die Muttersprache im Denken und Wirken Dantes* (p. 50–68). – Der dritte Vortrag, von vorbildlicher Klarheit und Präzision in Gedanken und Ausdruck, stellt das im Titel angekündigte Thema in den weiteren Zusammenhang der Sprachentwicklung im mittelalterlichen Europa.

Einleitend skizziert Heinimann die Frühgeschichte des Begriffs «Muttersprache», der als *maternus sermo* zuerst im frühen 12. Jahrhundert auftritt. Eine kurze Darstellung der sprachlichen Situation Italiens im 13. Jahrhundert, wo sich trotz der weiterhin beherrschenden Stellung des Lateins in verschiedenen Zentren regionale Literatursprachen und damit Ansätze zu einer literarischen Koine gebildet hatten, leitet über zu Dantes eigenem Werk, das seinerseits von der Polarität Latein–Vulgärsprache bestimmt ist.

Die Wahl der Muttersprache in der *Vita Nuova* rechtfertigt Dante mit dem Genus des Werkes, der Liebesdichtung, die sich an die des Lateins unkundigen Frauen wendet. Ausführlicher kehrt die Verteidigung der Muttersprache im *Convivio* wieder; zum Argument, das Italienisch lasse weitere Kreise von Lesern an Wissen und Tugend teilhaben, tritt dasjenige des *naturale amore a propria loquela*. Die Apologie wächst sich zu einem warmen und begeisterten Lobpreis der Muttersprache aus.

Vielschichtiger ist der Begriff des *vulgare* im Traktat *De vulgari eloquentia*. Die Muttersprache als solche wird hier, als dem Menschen direkt von Gott gegeben, der künstlichen GelehrtenSprache, der *grammatica* (für Dante in erster Linie dem Latein), gegenübergestellt. Darüber hinaus erhebt Dante die Forderung eines *vulgare illustre*, einer überregionalen Literatursprache, die aus den bestehenden Dialekten und Munizipalsprachen Italiens nach ethischen und ästhetischen Kriterien das Beste auswählt.

Diese hohe Konzeption der idealen Vulgärsprache macht verständlich, daß Dante das Italienisch auch als adäquates Ausdrucksmittel für die letzten Wahrheiten betrachten kann, die in der *Commedia* zu verkünden er sich bewußt ist. Freilich ist es nicht das *vulgare illustre*, in dem Dante sein Meisterwerk gedichtet hat, sondern sein heimisches Florentinisch, das sich «im Umgang mit lateinischer und romanischer Dichtung bereichert und gereinigt hat» (p. 59). Mit seiner einzigartigen Leistung wird Dante nicht nur der Begründer einer gesamtitalienischen Literatursprache, sondern ein ferner Vorläufer der geistigen und politischen Einheit Italiens.

Ein Ausblick auf den weiteren Verlauf der italienischen Sprachgeschichte, die bis zum Ende des Cinquecento vom Kampf zwischen den Anhängern des Lateins und

denen des Volgare bestimmt ist, und auf analoge Entwicklungen im übrigen Europa beschließt den reichhaltigen Vortrag.

Adolfo Jenni, *I canti dell'Empireo come vertice della «Divina Commedia» e della letteratura* (p. 69–104). – Dante betont gegen den Schluß der *Commedia* immer häufiger, wie wenig angemessen menschliche Sprache den höchsten Dingen sei, die ihm zu erfahren vergönnt war. A. Jenni macht – rhetorisch geschickt und zugleich ehrlich als Kritiker – ähnliche Skrupel zu seinen eigenen, wenn er sich anschickt, seine Hörer erkennen zu lassen, worin die Einzigartigkeit des Dichterischen in den vier letzten Gesängen des *Paradiso* besteht. Der Berichterstatter leitet sich aus dieser doppelten Unsagbarkeit das Recht ab, den Vortrag mehr in seiner Eigenart zu charakterisieren als den Interpretationen im einzelnen zu folgen.

Der in bewußt offener Form gehaltene Vortrag könnte als ein auf die Gesänge des *Empireo* spezialisiertes Traktat περὶ ὕψους bezeichnet werden, widersprüche nicht das Wort «Traktat» dem von Jenni formulierten Hauptanliegen, *di far sentire questa vettta della Commedia*. Dennoch sind es gezwungenermaßen rationale Ausdeutungen, deren sich der Kritiker bedienen muß, um das schwer Faßbare von Dantes Kunst überhaupt in den Griff zu bekommen.

Aus der Fülle der Interpretationen, die durch reichliche und repräsentative Zitate veranschaulicht werden, greifen wir stichwortartig folgendes heraus: Die Sublimität des Inhalts erreicht Dante unter anderem durch das erstaunliche Überspringen vom Physischen auf das Geistige, was zum Beispiel in der Szenerie des *Empireo* als abstrakter Welt deutlich wird. – In der dichterischen Technik, die bei Dante aufs innigste von der Inspiration oder vom poetischen Geist durchdrungen ist, zeigt Jenni das Zustandekommen des Sublimen an zahlreichen Stilfiguren; originell ist die Beobachtung, mit welchen Mitteln Dante ein poetisches *svagamento* erreicht, eine Auflösung des Konkreten und Definierten (zum Beispiel durch ein Abstraktum in Doppelung mit einem Konkretum, Substantivierung von Adjektiven, substantivierte Infinitive etc.). – Die völlige Verschmelzung des rationalen (oder auch traditionsbestimmten) Elements mit dem affektiven wird am Mariengebet (*Par. 33*) exemplifiziert.

Ricarda Liver

*

ROBERT L. POLITZER, *Beitrag zur Phonologie der Nonsberger Mundart*, Innsbruck (Institut für Romanische Philologie der Leopold-Franzens-Universität) 1967, 78 p. (RAe. 6).

Der Titel der vorliegenden Arbeit scheint eher zu eng gefaßt zu sein, beschäftigt sich doch der Verfasser mit weit mehr als nur mit dem phonologischen Aspekt¹ des Nonsberger Dialekts²: Probleme der Sprachgeographie, der historischen Phonetik (und Phonologie) sowie Fragen der Gliederung des romanischen Sprachraums werden mit den phonologischen Problemen laufend in Verbindung gebracht; es wird der Versuch unternommen, durch gleichzeitige Berücksichtigung verschiedener Disziplinen und

¹ *Phonologie* verstehen wir hier in engem Sinne als synchronisches Studium der Lautsysteme und der sie ausmachenden diskreten Einheiten als solchen.

² Ladinische Dialektgruppe nördlich von Trient (Val di Non).

Methoden in allen angesprochenen Bereichen zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Der Nonsberg wurde vor allem deshalb zum Untersuchungsobjekt gewählt, weil das Gebiet in lauthistorischer respektive dialektgeographischer Hinsicht schon vor 60 und vor 40 Jahren aufgenommen und untersucht wurde³ und so interessante Resultate über Strukturveränderungen in der jüngsten Zeit, ja vielleicht auch neue Aufschlüsse in methodischer Hinsicht erwartet werden konnten (cf. p. 7), dann aber auch, weil der Nonsberg in einem sprachlichen Grenzgebiet liegt und die Untersuchung seiner Dialektstruktur sich auch aus diesem Grunde als besonders reizvolle Aufgabe bot (cf. vor allem Kapitel IV, p. 61 ss.).

Politzer beginnt seine Studie mit einer phonologischen Auswertung des sich bei Battisti findenden Materials für das Hochnonsbergische (p. 9 ss.), was nicht immer ganz einfach ist; diese Resultate werden durch eine phonologische Auswertung des *AIS*-Materials für P. 311 (Castelfondo) überprüft (p. 15 ss.), wobei sich nach Politzer zwei wesentliche Unterschiede ergeben: im Gegensatz zu Battistis Aufnahmen lässt sich im *AIS* ein /ŋ/-Phonem nicht nachweisen; dagegen soll das Vorhandensein einer relevanten Dehnungskorrelation wahrscheinlich gemacht werden können. An diese Untersuchungen schließt sich eine Darstellung des mittelnonsbergischen Vokal- und Konsonantensystems an, die auf den *AIS*-Aufnahmen für P. 322 (Tuenno) beruht. Als wesentlicher Unterschied zum Hochnonsbergischen ergibt sich im Vokalbereich das Vorhandensein eines zusätzlichen /æ/-Phonems (das /u/-Phonem wird zudem als ü realisiert), im Konsonantenbereich das Fehlen der palatalen Quetschlaute, die mit der normalen palatalen Affrikate zusammengefallen sind. Aus einem abschließenden Vergleich mit seinen eigenen Aufnahmen (1962; p. 20 ss.) ergeben sich für Castelfondo im wesentlichen die gleichen Resultate wie im *AIS* (die sich allerdings nicht ganz mit denjenigen Battistis decken, cf. oben); in Tuenno dagegen haben wir eine radikale Umgestaltung des Vokalsystems, das die gerundeten Palatallaute verloren: das System wird so zu einem einfachen Vokalsystem mit 7 Einheiten und 4 Öffnungsgraden, wie wir es bereits im Hochnonsbergischen finden. Neben diesen phonologischen Resultaten macht dieses erste Kapitel vor allem eines deutlich: rein impressionistisch-phonetische Transkriptionen bieten noch keinerlei Gewähr für eine erfolgreiche Interpretation, denn nur allzu leicht übergeht der Explorator feinste Scheidungen, die in seinem eigenen System nicht existieren, im untersuchten dagegen relevant sind. Verschiedene durch Battistis Aufnahmen und diejenigen des *AIS* aufgeworfene Probleme kann Politzer nur durch einen Verweis auf seine eigenen Aufnahmen einer wahrscheinlichen Lösung zuführen, was ihn dazu bringt, die rein impressionistische Transkription abzulehnen und eine Transkription «mit phonologischen Hintergedanken» zu fordern – eine Transkription, die also bereits eine weitgehende Kenntnis des zu untersuchenden Dialekts und seines Systems voraussetzt (cf. auch p. 16, 27/28).

In einem zweiten Kapitel werden dann Politzers eigene, 50 Gemeinden des Nonsbergs und der angrenzenden Gebiete umfassenden Aufnahmen zur Darstellung gebracht, wobei die für die Aufstellung der Systeme charakteristischen Wörter wie bei v. Ettmayer in einer Reihe von Paradigmen zusammengefaßt werden. Diese Unter-

³ Cf. K. v. ETTMAYER, *Lombardisch-Ladinisches aus Südtirol*, RF 13 (1912), 321 bis 672; C. BATTISTI, *Die Nonsberger Mundart (Lautlehre)*, Wien 1908 (SBWien 160); ferner die Aufnahmen des *AIS*, P. 311 und 322 (aufgenommen 1921, nicht 1920 wie Politzer verschiedentlich sagt). – Für weitere Literatur zum Nonsbergischen cf. POLITZER, p. 7 N 1 und die Bibliographie p. 75–78.

suchung erfolgt für Vokale (p. 28 ss.) und Konsonanten (p. 33 ss.) getrennt, wobei an die paradigmatische Darstellung jeweils die Ermittlung der phonologischen Systeme anschließt. Im vokalischen Bereich ergeben sich zwei durch das Vorhandensein respektive Fehlen von /œ/ getrennte Systeme, im konsonantischen Bereich sind es nach Politzer deren fünf, die aufgrund der Vertretung von *kw/gw, č/ǵ* und *č/ǵ* gegeneinander abgegrenzt werden⁴. Um diese Systeme noch weiter differenzieren zu können, greift Politzer zu diachronischen Kriterien: im Falle des Vokalismus sind es die Resultate von ē[und ó[, die eine Aufgliederung des Systems I in 6 Untergruppen bewirken; im Bereich des Konsonantismus ergeben sich auf Grund des Vorhandenseins oder Fehlens der Entwicklungen *kw > k, ka > ča, ča > ča, kl > č, kl > č > š* und *ke > č > š* schließlich 10 Systeme. Sowohl im Falle des Vokalismus wie des Konsonantismus werden diese Resultate kartographisch zur Darstellung gebracht (p. 32, 35). Das zweite Hauptkapitel schließt mit der rein sprachgeographischen Betrachtung einiger für die Abgrenzung des untersuchten Gebietes wichtigen Erscheinungen (Erhaltung von *pl, fl*; Vokalisierung von *-v-, -p-*; Bewahrung von *-s* in der 2. Pers. sg.; Vokalisierung von *l + Kons.*; Bewahrung der unbetonten Vokale; Abgrenzung der Endung *Kons. + er* gegen *Kons. + ro* [p. 42 ss.]). Der dritte Abschnitt schließlich bringt – den Schluß des ersten wieder aufnehmend und weiter ausführend – diachronische Betrachtungen zum Lautwandel im Gebiet des Nonsbergs in den letzten 50 Jahren (p. 47 ss.) und eine strukturelle Deutung dieser Veränderungen (Verlust von /œ/ [ü]; *kwa > ka* und gleichzeitig *ka [k̥a] > ča* sowie Auswirkungen dieser beiden Entwicklungen auf *kl > č > č*; usw.). Auf Grund dieser Züge und einiger weiterer Erscheinungen wird dann im 4. Kapitel versucht, die Stellung des Nonsbergischen im romanischen Sprachraum zu umreißen (p. 61 ss.), die richtig als die eines Grenz- und Übergangsgebiets erkannt wird, wobei die durch das Vorkommen der Opposition *kl /v/ ča* gebildete Grenze als eine der ältesten nachweisbaren das ladinisch-rätoromanische Gebiet vom übrigen Norditalien abhebt (p. 71). Im Rahmen dieser Betrachtungen setzt sich Politzer auch eingehend mit Heinrich Schmids⁵ Theorie des norditalienischen Wandels *ka > ča* auseinander, der für diesen als alte und autochthone, von der Poebene ausstrahlende Entwicklung zu gelten hat. Die Richtigkeit dieser Erklärung – eventuell auf Grund des keltischen Substrats – wird zwar für den westlichen Teil des Gebietes anerkannt, für den östlichen dagegen mit dem Hinweis auf das hohe Alter des dortigen Wandels *kl > č* und der Bemerkung abgelehnt, es könne nicht im gleichen Gebiet eine Ent-

⁴ Es fragt sich allerdings, ob die Systeme III und V, die bei Politzer p. 37 folgendermaßen charakterisiert werden:

System III *kw, gw, k, g, _____ č, ǵ, š, ž*
System V *kw, gw, k, g, č, ǵ, _____ š, ž*

vom phonologischen Standpunkt aus nicht als identisch betrachtet werden dürfen. Es fehlt in beiden eine Opposition *č/ǵ /v/ č/ǵ*, wobei im einen Fall der erste, im andern der zweite Oppositionspol realisiert wird. Eine Scheidung vom rein phonologischen Standpunkt aus scheint sich uns nicht rechtfertigen zu lassen (genau wie Politzer p. 31 auch die /œ/-Systeme mit ü nicht von denjenigen mit u trennt, weil eine Opposition ü /v/ u fehlt); sie ist nur auf Grund diachronischer und distributio-neller Kriterien möglich (cf. unten).

⁵ Cf. H. SCHMID, *Über Randgebiete und Sprachgrenzen*, VRom. 15 (1957), 19–80 (III. *Über die Palatalisierung von c, g vor a im Romanischen [Zur sprachlichen Gliede-rung Oberitaliens]*, p. 53–80).

wicklung $\kappa_A > \check{c}a$ und $\kappa_L > \check{c}$ angesetzt werden; der Ersatz von ka durch $\check{c}a$ wäre nach Politzer im Osten vielmehr ein Import aus dem (ladinischen und friaulischen) Norden. Wenn auch Politzers Argument ein gewisses Gewicht zukommt, so stellt es doch noch keine schlüssige Widerlegung von Schmids These für den östlichen Teil des norditalienischen Raumes dar, denn der Zusammenfall von Phonemen verhindert auch in anderen Fällen phonetische Entwicklungen nicht: Politzer selbst liefert uns hierfür Beispiele wie die Fusion $\check{c} (< \kappa^A) / \acute{c} (< \kappa^E)$ in $/\acute{c}/$ und $\check{g} (< \kappa^A) / \acute{g} (< \kappa^E)$ in $/\acute{g}/$ in Tuenno, Tassulo und Nanno (cf. p. 22, 55, 57), die Absorption von $/y/$ in $/n/$ im Hochnonsbergischen (p. 17) und diejenige von $/\alpha/$ in $/o/$ in verschiedenen Dialekten des Mittelnonsbergs (p. 22/23, 47, 53), usw. Wenn der Zusammenfall von Phonemen den phonetischen Wandel nicht an sich aufhalten kann, wenn sich auch anderweitig auf autochthonen Entwicklungen beruhende Phonemkollapse nachweisen lassen, dann fällt es schwer, zu glauben, daß gerade im Falle des nordostitalienischen κ^A/κ^L -Kollapses ($> /č/$) der einen der beiden zur Fusion führenden Entwicklungen der autochthone Charakter unbedingt abgehen müsse, daß sie nur importiert sein könne; wenn schon irgendein Interdikt bestünde, dann doch wohl eher gegen den Import – doch will uns auch dies nicht zwingend scheinen.

Politzers Resultate – vor allem in bezug auf den Verlust des $/y/$ -Phonems seit Beginn unseres Jahrhunderts, gewisse Reste einer Dehnungsrelevanz und die Zusammenhänge zwischen den Entwicklungen von $ka > \check{c}a$, $kw > k$, $kl > \check{c}$ etc. – sind äußerst wertvoll und interessant, und doch bleibt ein gewisses Unbehagen über sein methodisches Vorgehen⁶, vor allem über seine bewußte Einführung diachronischer Kriterien in die phonologische Beschreibung zurück⁷. Hier scheint uns eine große Gefahr zu liegen – besonders wenn jemand die gleichen Wege ohne die Umsicht Politzers beschreiten sollte⁸. Wenn Politzer p. 31 zur weiteren Gliederung der Vokal-

⁶ Nicht immer befriedigend ist auch die typographische Gestaltung der Arbeit, denn offensichtlich fehlten der Druckerei eine Reihe von Typen mit phonetischen und diakritischen Zeichen; sie behalf sich dann so gut wie möglich. So wird zum Beispiel die Vokallänge bald durch Zirkumflex (\hat{e} , \hat{o} etc.), bald durch einen Strich markiert (\acute{e} , \acute{o} etc.), wobei p. 10 noch behauptet wird, die erste dieser Transkriptionen entspreche dem *AIS*; in den lateinischen Etyma wird bei Längen- und Kürzenangabe einfach eine Minuskel eingesetzt (cf. zum Beispiel p. 18 CRUCEM, DĘCEM, p. 21 FILUM etc.); usw. Unverständlich ist ferner, warum in der Tabelle p. 10 für die in Klammern angegebenen Abweichungen von Battistis Transkription bald runde, bald eckige Klammern verwendet werden. – Schwerwiegender sind die Fehler beim Tabellensatz: p. 10 stehen k , g nicht unter den Verschlußlauten, sondern unter den Affrikaten (zudem sollten \acute{g} [\check{g}] nicht neben, sondern unter \acute{c} [\check{c}] stehen); dafür finden sich dann p. 14 \acute{c} , \acute{g} unter den Verschlußlauten! – An weiteren Versehen haben wir im Laufe der Lektüre notiert: p. 11 Z. 8 v. u. *Anm.* ($< Annm$); p. 13 Z. 5 v. o. Komma nach *verlieh* zu streichen; p. 17 Z. 1 v. u. *gültige* ($< gülliger$); p. 20 Z. 13 v. u. *P. 322*: gemeint ist aber Castelfondo, das heißt P. 311; p. 42 Z. 1 v. u. ist *fewrar* nicht kursiv gesetzt; p. 51, 58, 67 u. passim steht *Kw*, *Gw* statt *KW*, *GW*; p. 56 ist *KLARUM* $> *k\lambda r > kyar > \acute{c}ar > \acute{c}ar$ zu lesen (nicht *kyar*, *čar*); p. 65 Z. 12 v. u. ist *KA* $> \acute{c}$ (nicht *KE* $> \acute{c}$) zu lesen; p. 68 Z. 11 v. u. *Comersee* (nicht *Comosee*); p. 70 Z. 1 v. u. *den Alpen entlang ... erstreckt* (nicht *die Alpen ...*).

⁷ Cf. hierzu auch POLITZER, p. 74 (vorher schon p. 41).

⁸ Da Politzer immer zuerst rein phonologisch arbeitet und erst sekundär noch nach

systeme die Resultate von É[und Ó[heranzieht, p. 38 eine ganze Reihe von historischen Entwicklungen zur Unterteilung der Konsonantsysteme verwendet, so macht er damit keine Aussage mehr über die Systeme an sich, sondern über die Entstehung dieser Systeme – und dies ist streng genommen kein phonologisches Problem mehr, denn für die synchronische Struktur und das synchronische Funktionieren der Systeme ist die Art und Weise ihrer Entstehung belanglos. Natürlich hat Politzer recht, wenn er p. 38, 57 darauf hinweist, daß mit der Darstellung des phonologischen Systems noch nicht alles gesagt ist, daß zwei Sprachen oder Dialekte mit gleichem System eine ganz andere Verteilung der Phoneme kennen können (wobei diese Unterschiede in der Verteilung durch verschiedene phonetische Entwicklung bedingt sein können, ja bei benachbarten Dialekten ist dies normalerweise die einzige Erklärungsmöglichkeit); aber auch dies ist streng genommen kein phonologisches Problem. Wir bewegen uns zwar nach wie vor auf der Ebene der *langue*, aber nicht mehr auf der untersten Hierarchiestufe, derjenigen der distinktiven Einheiten, sondern auf der nächsthöheren Hierarchiestufe, auf der die distributiven Einheiten in größere Komplexe gruppiert auftreten: derjenigen der Moneme. Die Distribution der Phoneme auf dieser Ebene ist von der Struktur des Systems an sich unabhängig, weshalb es uns ratsam scheint, Betrachtungen dieser Art aus der Phonologie auszuklammern und das Studium der distributionellen (und kombinatorischen) Aspekte der Phoneme mit *Phonemik* zu bezeichnen und so vor allem die quantitativen Aspekte aus der Betrachtung des Systems an sich zu eliminieren⁹.

Verschiedentlich wird die Bezeichnung «phonologischer Wandel» auch für Fälle verwendet, wo nur eine phonetische Veränderung vorliegt. Wenn zum Beispiel im Nonsberg ča (< KA) sich zu ča verschiebt, wenn ursprüngliches č deshalb zu š wird und aus Anlaß dieses Wandels s zu š ausweicht, so ist dies keine phonologische Entwicklung, wie Politzer sagt; das gleiche gilt auch für die norditalienisch-venezianische Kette č (< KL) > č / ursprüngliches č > š / ursprüngliches s > š (cf. p. 55/56), denn in beiden Fällen bleiben alle vom Entwicklungsschub betroffenen Phoneme voneinander verschieden. Wir bewegen uns so lange ausschließlich im Bereich der *historischen Phonetik*, als keine Phoneme zusammenfallen und keine neuen Phoneme entstehen; was sich in den obigen Fällen verändert, ist die *phonetische Struktur* der Phoneteme, nicht aber das phonologische System als solches, das in seiner Struktur ebenso unverändert bleibt wie die Distribution der Phoneme auf Monemstufe (Phonemik): dieser Wandel gehört in den Bereich der Substanz, nicht in denjenigen der Form, und ist daher nicht phonologisch. Dagegen wird die phonologische Struktur (und damit die Form) als solche betroffen, wenn ein Phonem untergeht respektive mit einem an-

vor allem diachronischen Kriterien unterteilt, ist die Gültigkeit der phonologischen Aussage in der Regel gewährleistet.

⁹ Auch auf der nächsthöheren Hierarchiestufe, auf der Moneme untereinander syntaktische Verbindungen eingehen, stellen sich wieder gewisse die Phoneme betreffende Fragen (wobei es allerdings nicht immer leicht ist, zu entscheiden, ob diese Probleme noch auf der Ebene der *langue* oder schon auf derjenigen der *parole* liegen); wir bezeichnen diesen Fragenkomplex als *Phonosyntax*. (Hierher gehört zum Beispiel Politzers Feststellung [p. 22], daß die zum Teil noch feststellbare Opposition *Länge* /v/ *Kürze* bei Vokalen vor Pause neutralisiert wird, während die Feststellung einer entsprechenden Neutralisation bei offener Silbe innerhalb des Monems [p. 21/22] in den Bereich der Phonemik fällt.)

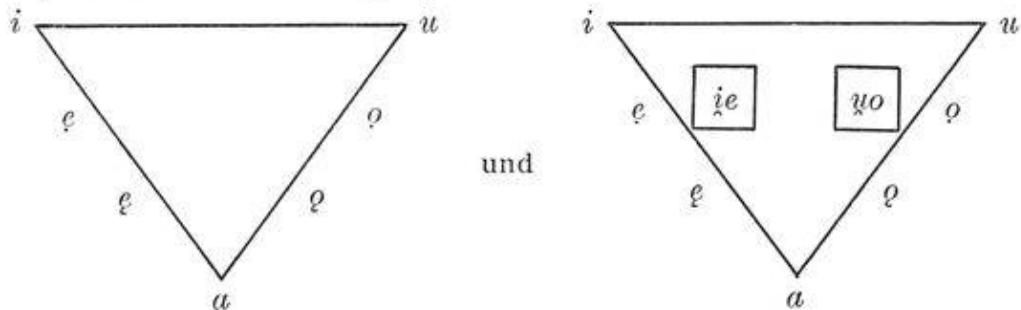
deren zusammenfällt (cf. die oben im Zusammenhang mit der Theorie von H. Schmid erwähnten Fälle von /č/ und /č/, /n/ und /ŋ/, /æ/ und /o/) oder wenn ein neues Phonem entsteht (cf. zum Beispiel die Abspaltung von /č/ [$k^č < k^a$] von /k/ unter dem Einfluß von *kwa* > *ka*): in diesem Fall findet eine Veränderung der Form, und nicht nur der Substanz statt. Da der Begriff der Phonologie schon durch die synchronische Systembeschreibung belegt ist, sollte er nicht auch noch diachronisch belastet werden. Wir schlagen deshalb für die Betrachtung von phonologischen Strukturveränderungen die Bezeichnung *Phonematik* (Adj. *phonematisch*) vor, in Anlehnung an Coserius Lexematik¹⁰. Damit sind allerdings noch nicht alle Möglichkeiten diachronischer Erscheinungen erfaßt. Wenn zum Beispiel $\kappa^e > \acute{c} (> \grave{s})$ und $\kappa l > \acute{c} (> \grave{s})$ werden und so zusammenfallen (cf. p. 55 ss.), so ist damit das phonologische System an sich noch nicht in Frage gestellt, denn die Phoneme /k/ und /l/ bleiben in andern Phonemverbindungen erhalten: dieser Zusammenfall ist somit in strengem Sinne nicht phonologisch¹¹. Was hier aus der Sicht der Phoneme /k/ und /l/ geschieht, ist die Aufgabe eines gewissen Teils des Anwendungsbereichs zugunsten eines andern Phonems; wir haben eine Modifikation der quantitativen und distributionellen Charakteristika: der Zusammenfall von κ^e und κl in \acute{c} betrifft die Phonemik. Wir schlagen vor, Veränderungen dieser Art als *diaphonemisch*, allenfalls als *paraphonematisch* zu bezeichnen (Subst.: *Diaphonemik*, *Paraphonematik*).

Gewisse Vorbehalte machen wir auch gegen Politzers Abgrenzung respektive Definition einzelner phonologischer Einheiten. So erklärt er zum Beispiel p. 37, er betrachte die Gruppen *kw* und *gw* als ein Phonem, da /w/ allein am Wortanfang nicht vorkomme. Dabei hat er aber übersehen, daß zum Beispiel in P. 29 (Tres) nicht nur Fälle wie *kwater* < QUATTUOR vorkommen, sondern auch *kwər* < *COREM (vgl. p. 29–31, 35). Zudem hat er p. 13 erklärt, er betrachte die Gruppe *wę* als aus zwei unabhängigen Phonemen bestehend. Ist nun *kwər* als /kw/ + /ə/ + /r/ oder als /k/ + /w/ + /ə/ + /r/ (eventuell /k/ + /wę/ + /r/, cf. unten) zu betrachten? Die erste Interpretation scheint mir abzulehnen zu sein, denn *kwər* darf nicht losgelöst von Fällen wie *rwęda* (< RÖTA), *nwęw* (< NÖVEM), *pwęw* (< PLÖVET) etc. betrachtet werden, wo eine Zusammenfassung von *w* mit dem vorhergehenden Konsonanten in einem Phonem nicht möglich ist. Unter diesen Voraussetzungen scheint es auch nicht ratsam, *kw* vor *a* als ein Phonem zu betrachten – zumindest nicht in Tres, wo neben der Erhaltung von *kw* (< *kw^a*) auch ein Diphthong vom Typus *wę* existiert. – Nicht zu überzeugen vermag auch die Behandlung der steigenden Diphthonge *wę*, *yę* als Kombination von 2 unabhängigen Phonemen, dem Halbvokal /w/ respektive /y/ und /ę/ (cf. p. 13). Dies scheint vor allem deshalb bedenklich, weil es sich nach Politzers eigenen Ausführungen (p. 14) im Falle von *y* und *w* gar nicht um eigentliche Halbvokale, sondern nur um Varianten von *i* und *u* im Hiatus handeln dürfte; gegen eine Kombination von zwei unabhängigen Phonemen spricht dann vor allem die Tatsache, daß in der Verbindung *je* der Öffnungsgrad offensichtlich phonologisch nicht relevant ist (cf. p. 31). Uns scheint, es bestehe nicht der geringste Anlaß, Diphthonge vom Typ *je*, *ue* anders zu behandeln als die Affrikaten, wo niemand auf die Idee

¹⁰ Cf. E. COSERIU, *Pour une sémantique diachronique structurale*, *TLL* 2 (1964), 139–186.

¹¹ Phonologisch ist dagegen die Entstehung eines Phonems /č/ an sich, und phonologisch ist auch der Verlust dieses Phonems beim späteren Zusammenfall mit /š/ (< *ti*) (cf. p. 49/50).

kommt, von der Kombination zweier unabhängiger Phoneme zu sprechen: wir haben in beiden Fällen eine für das Phonem konstitutive Vergrößerung des Öffnungsgrades während der Artikulation der Einheit¹², wobei der vokalische respektive konsonantische Bereich in keinem der beiden Fälle verlassen wird¹³. Nimmt man *ye* (*yo*) und *je* als homogene Phoneme an, dann zerfällt das p. 31 zur Darstellung gebrachte System I allerdings in mindestens zwei Typen, nämlich



(wobei anstelle von *yo* auch *ye* und eventuell *uɔ*, anstelle von *je* auch *iɔ* treten kann).

Mögen diese kurzen Ausführungen gezeigt haben, wie vielschichtig und anregend Politzers Arbeit ist und welche Fülle von Problemen es in diesem Forschungsbereich noch zu lösen gibt. Für den Mut, sich in verschiedener Hinsicht in Neuland vorgewagt und hier Pionierarbeit geleistet zu haben, gebührt ihm unser Dank.

Peter Wunderli

*

SR. MARIA CLARINA MÄTZLER, *Romanisches Wortgut in den Mundarten Vorarlbergs*, Innsbruck (Institut für Romanische Philologie der Universität) 1968 (RAe. 5).

Die Verfasserin sucht anhand des Wortschatzes, vor allem der Lehnwörter in den heutigen Mundarten des Vorarlbergs die Auswirkungen der römischen oder rätoromanischen Unterlage zu erforschen. Ausgehend davon, daß der südliche Teil des Untersuchungsgebietes bis ins Mittelalter wohl die romanische Sprache, das Rätoromanische, in seiner nördlichen Ausprägung erhalten hatte, verfolgte die Verfasserin das Abfallen und Verschwinden solchen Wortgutes auf dem Weg von Süden nach Norden. Es sind dies ähnliche Untersuchungen, wie sie in der Schweiz J. Jud¹ für den entsprechenden Raum im Rheintal und im Walenseegebiet früher angestellt hatte.

¹² Bei *ye* kommt noch eine Verschiebung des Artikulationsortes und der Lippenstellung hinzu; Verschiebung des Artikulationsortes findet sich auch bei gewissen Affrikaten.

¹³ Eigenartigerweise akzeptiert Politzer die eventuell ursprünglich im Nonsberg ebenfalls vorhandenen fallenden Diphthonge *ei* (< ē[]) und *ou* (< ō[]) ohne weiteres als einheitliche Phoneme (anstelle der Vergrößerung tritt hier eine Verkleinerung des Öffnungsgrades während der Artikulation als konstitutives Merkmal des Phonems). Woher diese Inkonsistenz?

¹ J. JUD, *Zur Geschichte der romanischen Reliktwörter in den Alpenmundarten der deutschen Schweiz*, VRom. 8 (1945/46), 34–109.

Die Arbeit beginnt mit einem ausführlichen Indexteil, der das Auffinden eines Wortes sehr erleichtert. Darauf folgt ein historischer Abriß, der die Entwicklung des Vorarlbergs von der vorrömischen Zeit bis in die Gegenwart darstellt. Hierauf wird das Material, das zum Teil aus dem Vorarlberger Wörterbuch von Leo Jutz, aus Aufnahmen von Bruno Schweizer und zu einem großen Teil aus eigenen Aufnahmen stammt, vor dem Leser ausgebreitet. Unter einem Stichwort erscheint das Appellativ in einer der Schriftsprache angepaßten Form. Dann wird auch die phonetisch transkribierte Form angeführt. Hierauf folgt die Angabe der Bedeutung und die geographische Verbreitung des Wortes. Es folgt die Etymologie und der Hinweis auf die entsprechende Literatur. Den Schluß bildet eine Diskussion des sprachlichen Problems in gedrängter Form.

Außerdem ist das Material gegliedert nach historischen Gesichtspunkten, indem zuerst vorrömisches Gut, dann rätoromanische Entlehnungen, dann frankoprovenzalische, italienische und französische Lehnwörter zusammengestellt werden. Eine kritische Betrachtung der alten Entlehnungen, also des rätoromanischen und des noch älteren römischen Wortgutes, und eine Anzahl Karten, die die geographische Ausdehnung des Materials veranschaulichen, schließen die Arbeit ab².

Aus dem Gesagten erhellt bereits, daß die Arbeit in zwei Hauptteile zerfällt. Einerseits werden die Auswirkungen eines Substrats erforscht, und es wird versucht, anhand von Relikten eine alte Volksgrenze nachzuzeichnen. Der zweite Teil berücksichtigt eine Anzahl Wanderwörter, die meist im Zusammenhang mit dem heutigen oder früheren, nicht allzu ferne liegenden Wirtschaftsleben stehen. So sind *Pomeranze*, *Karfiol* und *Binätsch* Wörter, die mit dem Handel dieser Lebensmittel in Zusammenhang stehen. *Karetta*, *Malta*, *Zabi*, *Zapi* sind bestimmt durch fremde Arbeitskräfte vor allem im Bauwesen und in der Waldarbeit eingeführt worden. Um solchen mehr oder weniger modernen Wanderwörtern auf den Grund zu gehen, müßten das Wirtschaftsleben, der Handel mit dem Ausland und der Zuzug und die Einstellung fremder Arbeitskräfte genauer untersucht werden. Die früheren Viehtransporte über die Alpen haben hier sicher einen Einfluß auf die Sprache gehabt. Außerdem wurden in dem Gebiet der Textilindustrie schon früh, nicht erst in der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges, italienische Arbeitskräfte in größerem Ausmaß verwendet. Vielleicht wäre es von Vorteil gewesen, wenn diese Gruppe der Wanderwörter, die meist eine sehr weite Ausbreitung erlebt haben, von der andern, die auf Substrateinfluß beruht und viel stärker an ein Gebiet gebunden ist, schärfer getrennt worden wäre. Für die Ziele der Arbeit, nämlich den Nachweis einer früheren romanischsprechenden Bevölkerung im südlichen Vorarlberg, kommen wohl nur die Substrate in Betracht.

Doch verweilen wir noch einen Augenblick bei den Wanderwörtern. Wenn die Verfasserin ein Kapitel mit *Frankoprovenzalisches* überschreibt, wird sich der Leser fragen, wie solches Wortmaterial in das mit dem frankoprovenzalischen Gebiet nicht zusammenhängende Vorarlberg eingesickert sein kann. Die einzige sich aufdrängende

² Der Bibliographie wären noch folgende Arbeiten anzufügen: W. CAMENISCH, *Beiträge zur alträtoromanischen Lautlehre auf Grund romanischer Orts- und Flurnamen im Sarganserland*, Zürich 1962. – Zum Problem *Brenta* ‘Rückentraggefäß’ wäre einzusehen: M. REIMANN, *Sachkunde und Terminologie der Rückentraggeräte in der deutschen Schweiz*, Zürich 1947. – Neben KREIS wäre heute über Walserprobleme zu erwähnen: P. ZINSKI, *Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont*, Frauenfeld 1968.

Erklärung muß auf die Walserbesiedlung hinführen; denn diese verhältnismäßig späten Einwanderungen der Walser stellen eine direkte Verbindung mit dem Wallis und damit mit dem frankoprovenzalischen Gebiet her. Nun hat aber Zinsli in seiner umfassenden Studie der Walserfrage (*op. cit.*, p. 169) festgestellt, daß es nur wenig charakteristisch walserisches Wortgut gibt, welches eindeutig beweisen würde, daß die Walser die Vermittler zwischen Wallis und Vorarlberg gewesen sind. Es sei darum dem Rezessenten erlaubt, einige Wörter aus diesem Kapitel näher zu betrachten. Als frankoprovenzalische Entlehnung wird das Wort *gon* bezeichnet. Nun ist aber *gon* im französischen Wallis nicht sehr gut belegt. Luchsinger³ erwähnt *ko* als 'Molkenlöffel' in Aven, Conthey, St-Luc, Lens, das aber mit seinem stimmlosen Anlaut und dem fehlenden Nasalkonsonanten im Auslaut wohl nicht hieher gehört, neben *gō* in Champéry, das aber ganz vereinzelt ist und ebenfalls keine Spur des nasalen Auslauts aufweist. Anderseits ist das Wort bei Frehner⁴ recht gut bezeugt und findet sich ziemlich über das ganze Voralpen- und Alpengebiet vom Simmental über die Innerschweiz bis ins St.-Galler Oberland. Mit Luchsinger (*op. cit.*, p. 43) muß man sich fragen, ob das Wort nicht aus dem Schweizerdeutschen, dem Goms, in das frankoprovenzalische Wallis gewandert ist. Da das Wort auch in den Bündner Walserkolonien angetroffen wird, ist es wohl möglich, daß es über diese Kolonisten nach Vorarlberg gebracht wurde. Allerdings bezeugt Jutz das Wort in Röthis, also außerhalb des eigentlichen Walsergebietes, was aber wohl kaum als Einwand gegen einen Walserimport gewertet werden dürfte. Frankoprovenzalisch ist das Wort aber wohl kaum.

Ähnlich verhält es sich mit dem Wort *gunta* 'Eisenkeil'. Auch dieses Wort ist im Schweizerdeutschen sehr gut verankert, allerdings als *terminus technicus* vornehmlich im Alpen- und Voralpengebiet. Wohl hängt das Wort *cumālə*, das im französischen Wallis den gleichen Zugkeil bezeichnet, mit der deutschen Form zusammen. Eigentümlich ist aber die Tatsache, daß der französische Ausdruck vielfach auch die Herdkette bezeichnet. Dies würde bedeuten, daß die Bezeichnung sachlich vor allem an der Kette oder den Kettengliedern haften würde. Auch im Vorarlberg wird der Ausdruck für besondere Ketten mit oder ohne Eisenkeil verwendet. Eine direkte Entlehnung aus dem französischen Wallis oder dem Rätoromanischen scheint unwahrscheinlich angesichts der breiten Streuung im schweizerischen Alpengebiet; viel mehr dürfte es sich auch hier um ein römisches oder vorrömisches Relikt im Alpenland handeln. Walserwort ist es auch nicht, da der Ausdruck in Vorarlberg auch außerhalb der Walserkolonien bezeugt ist.

Bei *Järb* 'Käsereif' sehe ich das Problem ebenfalls etwas anders als die Verfasserin. Selbstverständlich steht das Wort mit dem im Wallis bekannten *dzi*, *zér* in Zusammenhang. In gleichem Zusammenhang stehen aber auch alle übrigen Formen im deutschschweizerischen Raum, die man fast in den ganzen Alpen und Voralpen findet. Es dürfte sich hier ebenfalls um ein inneralpines vorromanisches Relikt handeln. In Vorarlberg, wo es die Verfasserin nur in der Walsersiedlung Sonntag nachweist, ist das Wort offenbar ein Fremdling, der von den Walsern eingeschleppt worden ist. Ich würde das Wort nicht als frankoprovenzalische Entlehnung bezeichnen, sondern als Walserwort, da es auch in Graubünden nur in den Walsersiedlungen vorkommt und im übrigen Deutschbünden fehlt.

³ CHR. LUCHSINGER, *Das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten*, Zürich 1905, p. 38–39.

⁴ O. FREHNER, *Die Schweizerdeutsche Älplersprache*, Zürich 1919, p. 96, 101.

Auch das letzte Wort, das ich dieser Gruppe von frankoprovenzalischen Entlehnungen entnehme, scheint mir ein allgemeines, im ganzen Alpengebiet bezeugtes Relikt zu sein. Es handelt sich um die Drehvorrichtung für den Käsekessel, die weiterum *turn*, *tur*, *tura* oder ähnlich heißt. Die eigentümlichen Formen *tura*, die im Schweizerdeutschen weit verbreitet sind, hangen sicher nicht von romanischen Formen ab, sondern erklären sich im schweizerdeutschen Dialekt selbst (cf. entsprechend *gara*, *gera*, *hora*, SDS II, K. 137–139). Die schweizerdeutsche Form *turner* wird übrigens auch von Jutz aus dem Wallgau bezeugt (I, 656/57).

Den interessantesten Teil der Arbeit für den Romanisten bilden wohl die Kapitel über die vorromanischen, romanischen und rätoromanischen Relikte. Aus diesem Grunde hat die Verfasserin hier zur Darstellung mit Karten gegriffen. Nach den Forschungen auf der Schweizer Seite, die ein schrittweises Verschwinden der Romanismen beim Gang rheinabwärts und gegen den Walensee feststellten, war ein ähnlicher Stand in Vorarlberg zu erwarten. In der Tat sind die Relikte bis auf die Höhe des Kummenbergs anzutreffen: nördlich fehlen sie fast ganz, abgesehen von einigen Ausdrücken, die auch auf der Schweizer Seite des Rheins weit nach Norden in den Bodenseeraum reichen. *Grüscher* ‘Kleie’, das auch im Thurgau noch geläufig ist, lebt beispielsweise nach Ausweis von Jutz im ganzen Vorarlberg. Die Grenze fällt also mit der Grenze zwischen den ehemaligen Bistümern von Chur und Konstanz zusammen, die ja bekanntlich durch Hirschensprung westlich des Rheins und Kummenberg östlich davon gebildet wurde.

Ein Vergleich mit der abfallenden Reihe der Relikte, die Jud, VRom. 8 (1945/46), 34ss., aufgestellt hat, ergibt folgendes Bild: Aus der Gruppe von Relikten, die am weitesten nach Westen, bis ins Gasterland, vordringen, sind zwei Ausdrücke bei der Verfasserin angeführt: *blugge* ‘lustlos fressen (vom Vieh)’ reicht ebenfalls fast bis an die äußersten Grenzen des ehemals rätischen Gebiets, und zwar mit Einschluß des großen Walsertales. Allerdings scheint das Wort im unteren Wallgau sowie im Rheintal südlich des Kummenbergs verschwunden zu sein. Das von Jud erwähnte *muggla* ‘Krume’ erscheint im Vorarlberg als *rossmiggla* ‘Pferdemist’, lebt aber nur in einem ganz schmalen Streifen im untersten Wallgau und erscheint so als Ausläufer der Zone auf Schweizer Gebiet. Dieses Wort wäre also weit weniger gut überliefert als im südlichen Kanton St. Gallen.

Von der zweiten Gruppe von Relikten, die bis zum Walensee reichen, finden wir im Vorarlberg *föla* ‘Rückstand beim Butter Aussieden’. Es ist im ganzen alträtischen Gebiet bis zum Kummenberg zu finden; im Rheintal weicht aber die Grenzlinie stark nach Süden aus, was wohl den starken Druck der Germanisierung von Norden her beweist. Der Ausdruck *brenta* ‘Nebel’ ist fast auf dem gleichen Gebiet anzutreffen und reicht auch im Rheintal noch weiter nach Norden. Die Bezeichnung für lokale Naturerscheinungen verleiht wohl dem Wort mehr Widerstandsfestigkeit. Auch das im Rheintal und im Appenzellerland noch allgemein bekannte *Rod* für eine genossenschaftsähnliche Organisation zur Bestellung gewisser Anbaugebiete war im Vorarlberg bekannt, scheint aber heute stark in Vergessenheit geraten zu sein, wohl weil diese althergebrachte Arbeitsorganisation nicht mehr spielt.

Aus der dritten Gruppe von Relikten, die Jud bis in den Kessel von Sargans nachweisen kann, sind im Vorarlberg *fanil* und *ruschne* vertreten. *Fanil* ist nach dem Kartenbild der Verfasserin über das ganze altromanische Gebiet verbreitet; nach den Angaben im Abschnitt über *ruschne* ist dieser Ausdruck im gleichen Gebiet allgemein bekannt. Auf der Karte mit den Isoglossen wurde dieses Wort nicht aufgenommen.

Eigentlich ist der Fall von *Amblatz*, *Umblatz*, das im altromanischen Gebiet nicht bezeugt ist. Jutz findet es in der Form *Ablenz* im Sulzberg, also im früher germanisierten Teil des Untersuchungsgebiets. Es wäre wohl zu untersuchen, ob wirklich keine Spuren dieses Wortes im eigentlichen Reliktgebiet zu finden wären. Die Verfasserin erwähnt nur den Beleg von Jutz und sagt nicht, ob sie das Wort bei ihren eigenen Feldaufnahmen erfragt habe.

Aus der letzten Gruppe von Relikten, die nur noch im Prättigau zu finden sind, erwähnt die Verfasserin *barga* 'Blockhütte' und *Quatterpätsch* 'Molch, Eidechse'. Leider sind beide Ausdrücke nicht auf der kartographischen Darstellung berücksichtigt worden, so daß wir die Ausbreitung aus den etwas summarischen Angaben in den Wortbesprechungen herauslesen müssen. Danach ist *barga* ebenfalls im ganzen ehemals romanischen Gebiet anzutreffen, im Rheintal sogar bis zum Viktorsberg⁵. Für *Quatterpätsch* verweist die Verfasserin auf Jutz, der das Wort im eigentlichen Rückzugsgebiet, dem Montafon und dem innern Wallgau, nachweist.

Das stufenweise Verschwinden der Relikte, das Jutz beim Gang vom Prättigau über das Sarganserland nach dem Walensee und dem Gasterland feststellt, kann also auch im Vorarlberg beobachtet werden, wobei die Stufen allerdings enger aufeinander liegen. Die Verfasserin weist vom Südteil des Vorarlbergs bis zur Grenze des früh germanisierten Nordens etwa drei Stufen nach. Die meisten Relikte sind im Montafon zu treffen. Eine zweite Stufe umfaßt den innern Wallgau, und die letzte Stufe reicht bis zur alten Bistumsgrenze, wobei vor allem im Rheintal die Grenze stark aufgefächert erscheint.

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß es sich bei dieser lexikologischen Arbeit um einen interessanten Beitrag zum Problem der Germanisierung des nördlichen Teils des Bistums Chur handelt. Alle Fragen sind noch nicht gelöst, und das Problem wird weiter Gegenstand philologischer Untersuchungen bleiben. Einen entscheidenden Beitrag dürfte der in Vorbereitung stehende *Sprachatlas für das Vorarlberg* leisten. Auch die Orts- und Flurnamenforschung wird weitere Aufschlüsse bringen.

Wilhelm Egloff

*

LEIF SLETSJÖE, *Le mystère d'Adam*. Edition diplomatique, accompagnée d'une reproduction photographique du manuscrit de Tours avec les leçons des éditions critiques, par L. S., Paris (Klincksieck) 1968, XII + 87 p. (*Bibliothèque française et romane D/2*).

Wie in verschiedenen anderen Gebieten der Romanistik, so kann man auch im Bereich der Textphilologie und mittelalterlichen Literaturkritik in den letzten Jahren eine Rückkehr zu bereits ausführlich behandelten und scheinbar keiner neuen Ausführungen mehr bedürfenden Problemen feststellen. Dies trifft auch für das in seinen wesentlichen Zügen anglonormannische, einzig im Manuscript 927 der Bibliothèque municipale von Tours überlieferte Adamsspiel zu, das in den letzten Jahren verschiedentlich neu untersucht und interpretiert wurde¹ und von dem die sechziger Jahre

⁵ Cf. *barga* als Flurname bei CAMENISCH, *op. cit.*, p. 4, 40.

¹ Cf. zuletzt W. C. CALIN, *Structural and doctrinal unity in the 'Jeu d'Adam'*, N 46

auch zwei neue Ausgaben gebracht haben. Dabei fehlte es an älteren Editionen keineswegs, wurde dieser hochinteressante Text der mittelalterlichen Theaterliteratur doch 1854 von V. Luzarche, 1877 von L. Palustre, 1891, 1907 und 1928 von K. Grass, 1918, 1928 und 1949 von P. Studer publiziert² – ganz abgesehen von den zahlreichen mehr oder weniger vollständigen Abdrucken in Anthologien, Chrestomathien usw.³. Alle diese Gesamtausgaben haben aber einen Nachteil: sie wollen einen «gereinigten», «verbesserten» Text geben, der möglichst weitgehend gewissen ästhetischen, metrischen, dialektalen und grammatischen Idealvorstellungen entsprechen soll⁴. Diese Annäherungsversuche lassen sich nicht ohne Eingriffe in den überlieferten Text durchführen, und je konsequenter die Angleichung an das Idealbild vollzogen wird, um so zahlreicher werden diese Interventionen; in gewissen Fällen (vor allem Studer) kann man mit Aebischer und Sletsjöe von einer eigentlichen «frénésie émendatrice» sprechen. Gegen diese Tradition der Textbehandlung reagierte 1963 Paul Aebischer⁵, der versucht, einen das Original möglichst weitgehend respektierenden Text zu geben und – abgesehen von einzig die Lesbarkeit betreffenden Anpassungen⁶ – nur dort eingreift, wo ihm der Sinn gestört erscheint. Die jüngste Ausgabe von Leif Sletsjöe will nun in dieser Richtung noch weiter gehen: der Text der Handschrift soll streng respektiert werden, und die Anpassungen zur Verbesserung der Lesbarkeit bleiben auf ein Minimum beschränkt. Neu an Sletsjöes Ausgabe ist zudem die photographische Wiedergabe des Manuskripts (jeweils linke Seite), die es jederzeit erlaubt, die auf der gegenüberliegenden Seite gegebene Transkription des Herausgebers und die unten an der Seite zusammengefaßten Korrekturen in den früheren Ausgaben zu überprüfen und zu vergleichen. Schon aus dieser Anlage ergibt sich, daß Sletsjöe vor allem pädagogisch-didaktische Ziele verfolgt, und dies wird durch den Herausgeber auch ausdrücklich bestätigt (p. VIII); durch die Kontrollmöglichkeit und das Aufdecken der in den meisten Fällen vollkommen willkürlichen Eingriffe der früheren Herausgeber wird diese Publikation in der Tat zu einem ausgezeichneten Arbeitsinstrument, das sich bestens als Grundlage für Seminarien und Übungen eignet.

Begeht der Herausgeber in dieser Beziehung neue und zweifellos interessante Wege, so bleibt er in anderen Punkten bewußt hinter den früheren Ausgaben zurück. Aus seiner Einleitung sind alle Betrachtungen über den literarischen Wert des Textes und seine Beziehungen zu den im Manuskript 927 von Tours gleich anschließenden *Quinze signes du jugement*⁷ verbannt, und wie für diese Probleme, so wird auch für die Be-

(1962), 249–254, und W. NOOMEN, *Le «Jeu d'Adam». Etude descriptive et analytique*, R 89 (1968), 145–193.

² Die Ausgabe von H. CHAMARD (1925) umfaßt nur den ersten Teil des Spiels, die Szene zwischen Adam und Eva, während er die Szene mit Kain und Abel und die Prozession der Propheten wegläßt.

³ Für die Bibliographie der Ausgaben cf. SLETSJÖE, p. X.

⁴ Dies gilt nicht für die Teilausgabe von CHAMARD (cf. N 2), der ähnliche Editionsprinzipien befolgt wie Aebischer (cf. unten).

⁵ Cf. P. AEBISCHER, *Le mystère d'Adam (Ordo representacionis Ade)*, Genève-Paris 1963 (TLF).

⁶ Es handelt sich vor allem um Groß- und Kleinschreibung, Worttrennung, Interpunktions- und Akzentsetzung, Scheidung *u/v* und *i/j*, die Zeilenstruktur etc. betreffende Modifikationen.

⁷ Cf. hierzu vor allem AEBISCHER, *Adam*, p. 18 ss.

schreibung der Handschrift und ihre Geschichte⁸, die Untersuchung des Sprachzustandes und der Metrik auf die früheren Ausgaben und Studien verwiesen. Der Verzicht auf die Behandlung dieser Fragen in der Einleitung läßt sich bei Sletsjöes Zielsetzung wohl rechtfertigen, wenn man vielleicht auch einige konkrete Literatur- und Stellenangaben zu den einzelnen Punkten begrüßen würde; ebenso erscheint auch der Verzicht auf den Abdruck der zum Beispiel von Aebischer mitberücksichtigten *Quinze signes du jugement* verständlich, gehörte doch dieser Teil ganz sicher nicht zum ursprünglichen Text⁹. Schwerer verständlich scheint mir dagegen der Verzicht auf ein eigenes Glossar, wenn auch die früheren Ausgaben mehr oder weniger umfangreiche Wortverzeichnisse enthalten. Da aber diese Herausgeber (mit Ausnahme Aebischers) in zahlreichen Fällen die äußere Form der Wörter verändern, ist es nicht immer einfach, von Sletsjöes Text ausgehend das entsprechende Lemma zu finden, ganz abgesehen davon, daß durch die zahlreichen Emendationen viele der schwierigsten und für den Leser kaum auf Anhieb durchsichtigen Einheiten fehlen. Diese Vorbehalte gelten zwar nur in sehr geringem Maße in bezug auf die Ausgabe von Aebischer; aber selbst wenn Aebischers Glossar uns in zahlreichen Fällen weiterhelfen kann, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß wir zu einer anderen Ausgabe greifen müssen, daß der Leser – beim Schwierigkeitsgrad des vorliegenden Textes – in der Regel nicht mit Sletsjöes Ausgabe allein wird auskommen können. Unserer Ansicht nach hätte ein umfassendes Glossar nicht fehlen dürfen.

Problematisch ist dann auch der Verzicht auf eine Transkription der lateinischen Teile des Textes (Kommentare, Gebete [respektive ihre Anfänge], Regieanweisungen usw.), was Sletsjöe damit begründet, daß sein Ziel nur eine Darstellung des altfranzösischen Textes sei und der lateinische Text zudem aus den früheren Ausgaben oder den beigegebenen Photokopien des Manuskripts entnommen werden könne (p. VIII/IX). Diese Lösungen befriedigen deshalb nicht, weil man entweder wiederum zu einer (verschiedentlich auch die lateinischen Teile nicht gerade getreulich wiedergebenden) anderen Ausgabe greifen muß oder dann sich mit einer stellenweise schlechtleserlichen Photokopie abplagen muß. Aber auch ganz prinzipiell sind gegen ein Auseinanderreißen von lateinischem und romanischem Teil Vorbehalte anzubringen, hat doch W. Noomen erst kürzlich gezeigt, daß sich die beiden Teile gegenseitig bedingen, daß die Zweisprachigkeit uns gerade den Schlüssel für die Struktur des Spiels liefert: der Text ist auf dem System der *farciture* (Zumthor) aufgebaut (Einschluß romanischer Elemente in einen lateinischen Text), wobei diese *farciture* in der Regel eine Übersetzung und einen Kommentar, oft auch eine Weiterentwicklung des vorangehenden lateinischen Textes enthält¹⁰. Primär gegeben ist somit der lateinische Text, die romanischen Teile haben nur sekundären Charakter – darf man da den lateinischen Teil einfach weglassen? In den ersten beiden Teilen des Spiels mag dies noch angehen, denn für die Geschichte von Adam und Eva und die Szene mit Kain und Abel hat auch Noomen noch eine gewisse Einheit, eine gewisse Kohärenz des französischen Textes feststellen können; diese fehlt nun aber bei der Prophetenprozession

⁸ Cf. AEBISCHER, *Adam*, p. 11 ss.

⁹ Der Text im Manuskript von Tours bricht in der Prophetenprozession mitten im Auftritt von Nabuchodonosor ab und ist offensichtlich unvollständig; nach Aebischer wären dann die *Quinze signes* vom Kopisten beigefügt worden, um den fehlenden Schluß zu ersetzen (in seiner Ausgabe v. 945–1305).

¹⁰ Cf. NOOMEN, *R* 89 (1968), 154 ss.

vollkommen: ohne den lateinischen Hintergrund fällt der französische Text nicht nur vollkommen auseinander in durch nichts miteinander verbundene Bruchstücke, diese Bruchstücke erweisen sich ohne die lateinische Einführung oft als unverständlich und ergeben für sich allein keinen Sinn¹¹. Zu diesen engen inhaltlichen Beziehungen gesellt sich eine intime Verflechtung im sprachlichen Bereich, hat doch Noomen zahlreiche den Wortschatz betreffende Parallelen nachweisen können: der lateinische Text konditioniert offensichtlich in beachtlichem Maße die Wortwahl im französischen Teil¹²; vielleicht erklären sich auch gewisse latinisierende Graphien aus dem Nebeneinander von lateinischem und französischem Text (cf. z. B. 321 *uxor*, 331 *tempter* usw., eventuell auch 438 *mala*, 783 *terra* etc.¹³). Jedenfalls scheint mir die Lösung des französischen vom lateinischen Teil bei dieser Sachlage kaum mehr vertretbar zu sein.

Sletsjöe bezeichnet seine Ausgabe als «diplomatisch». Dies will nun aber nicht besagen, daß er sich jeglichen Eingriffs enthalte und einzig bemüht sei, den Text des Manuskriptes Punkt für Punkt in eine gedruckte Form zu übertragen. Einer der schwerwiegendsten Eingriffe ist zweifellos die Auflösung der Abkürzungen, schließt diese Auflösung doch verschiedentlich bereits eine Interpretation ein. Nun sind zwar auch wir der Meinung, daß dieser Eingriff im Interesse einer leichteren Zugänglichkeit des Textes für den modernen Leser nicht zu umgehen ist; aber diese Auflösungen sollten im Text unbedingt durch Kursivdruck gekennzeichnet werden¹⁴ – auch wenn eine Photokopie beigegeben ist –, denn der Normalleser wird nicht jedes Wort kontrollieren. Weitere Eingriffe betreffen die Gliederung des Textes in Verse sowie die Worttrennung, die allerdings nur dort entsprechend dem modernen Gebrauch durchgeführt wird, wo sie unproblematisch ist und zu keinen Zweifeln Anlaß gibt (agglutinierte Artikel und Pronomina werden nicht abgetrennt). Greift Sletsjöe in all diesen Fällen in die Textgestaltung ein, so verzichtet er andererseits auf naheliegende und sonst geläufige Modifikationen: er verzichtet darauf, die Verwendung von *u/v* und *i/j* nach dem heutigen Gebrauch zu normalisieren, er führt weder Apostroph, fliegenden Punkt noch Akzente ein und verzichtet überhaupt auf jede Interpunktions (einzig ein offensichtliches Satzende wird durch einen etwas größeren Zwischenraum gekennzeichnet), ja selbst die Verwendung von Majuskeln und Minuskeln des Manuskripts wird in der Regel respektiert¹⁵; ebenso übernimmt der Herausgeber alle sich in der

¹¹ Cf. NOOMEN, *R* 89 (1968), 163 ss., bes. p. 178.

¹² Cf. NOOMEN, *R* 89 (1968), 158/59.

¹³ Allerdings ist zu beachten, daß die Graphie *-a* für *-e* einer gewissen anglonormannischen Schreibtradition entspricht, cf. P. WUNDERLI, *Etudes sur le livre de l'Eschiele Mahomet*, Winterthur 1965, p. 36 und 93 N 33; G. HILTY, *VRom.* 25 (1966), 232 N 17.

¹⁴ Kursivschrift wird von Sletsjöe zwar verwendet, aber nicht zur Kennzeichnung von aufgelösten Abkürzungen, sondern um im Manuskript unleserliche oder fehlende, das heißt vom Herausgeber restituierte Buchstaben zu markieren; warum wird hier nicht die heute allgemein übliche Darstellungsart mit eckigen Klammern verwendet, wodurch die Kursive für die Abkürzungen frei würde? – Diese Verwendung der Kursive im Text steht übrigens in auffälligem Widerspruch mit der Erklärung p. IX, wonach «la présence de la photocopie rend ... superflue la pratique qui consiste à signaler entre crochets ou en italique les lettres qui n'existent pas dans le manuscrit»; woher diese Ungereimtheit?

¹⁵ Alle diese Eingriffe wären auch im Falle des Adamsspiels zu vertreten gewesen und hätten die Lektüre wesentlich erleichtert.

Handschrift findenden Korrekturen (auch diejenigen zweiter, dritter usw. Hand). So bewegt sich denn Sletsjöes Textgestaltung in einem schwer definierbaren Zwischenbereich zwischen in strengem Sinne diplomatischem Abdruck und heute allgemein üblicher Textgestaltung; «diplomaticisch» ist sie aber eben doch nicht mehr.

Was nun die Transkription selbst betrifft, so haben wir sie anhand der Photokopien kontrolliert. Da diese an verschiedenen Stellen sehr schwer lesbar sind – die Lesbarkeit der Photokopie nimmt nicht linear, sondern ungefähr quadratisch zur Verschlechterung des Manuskriptzustands ab –, sind wir nicht überall zu einem eindeutigen Schluß gekommen; dort, wo keine Zweifel bestehen, erweist sich die Umschrift aber eindeutig als gut und zuverlässig. Das soll nicht heißen, daß sich nicht einige kleinere Abweichungen und Inkonsistenzen finden, aber in der Regel sind sie von geringer Bedeutung:

– Wir haben oben darauf hingewiesen, daß Sletsjöe die Groß- und Kleinschreibung des Manuskriptes bewahre – und zwar sowohl im Wort wie im Versinnern. So findet sich zum Beispiel *Vus* im Versinnern 242, 243, 492, 499, 827 u. passim, und in gleicher Position haben wir *tu Ses* 898, *jo Vi* 933 usw.; *eVe* 356 ist ein Beispiel für die Bewahrung der Majuskel im Wortinnern. In zahlreichen Fällen weicht nun aber Sletsjöe von diesem Prinzip ab und ersetzt die Majuskel durch eine Minuskel. Wortanfang¹⁶ (im Versinnern): *Vus* 63, 64, 65; *Gerpisez* 70, *Garder* 84, *Gerpis* 108, *Gardein* 182; *Maleicon* 425, *Muiller* 438, *Moi* 567, *Mal* 636, *Mains* 761; *Joi* 569, *Joie* 937, *Jo* 569, 578, 727, 933; *De* 901. – Wortinneres: *a gWai* 419; *mEsfis* 464. – Wortende: *plaisiR* 384, *moriR* 385, *gabbeR* 415, *semeR* 426, *partiR* 427, *deuine(i)R* 443, *aiR* 528, *sospiR* 529, *plaisiR* 597, *teniR* 598, *obeiR* 599, *periR* 600, *offriR* 627, *plaisiR* 628, *noiR* 649, *soiR* 650, *noiR* 687. Diese Inkonsistenz ist zwar bedeutungslos, aber trotzdem ein Schönheitsfehler – diese Majuskele wären entweder konsequent zu bewahren oder konsequent zu eliminieren gewesen. Es ist überdies interessant, festzustellen, daß die Fälle mit -R sich immer am Versende finden und dort meist paarweise auftreten; eine bestimmte Funktion dieser Erscheinung habe ich allerdings nicht feststellen können.

– In einigen Fällen schreibt Sletsjöe *j*, wo mir eher *i* vorzuliegen scheint: *ia* 327, *io* 412, 418, 730 (eventuell *toi* 412?); umgekehrt *Jl* (Sletsjöe *Il*) 921.

– In zahlreichen Fällen, wo der Text den vollen Namen der sprechenden Person gibt, ersetzt Sletsjöe diesen durch eine von ihm gewählte Abkürzung (vgl. p. X), cf. zum Beispiel 205, 621, 622, 623, 624, 641, 647 u. passim.

Alle diese Fälle stellen zwar eine Abweichung vom diplomatischen Prinzip dar, doch kann man aus ihnen auch beim übelsten Willen keine Verfälschung des Textes und seiner Sprache konstruieren¹⁷; das gleiche gilt auch für die folgenden Einzelfälle¹⁸: *priueiment* (*privéiment*) 126, *q[ue]ji* (*quei*) 363, *Ueez* (*Veez*) 690. Etwas schwerwiegender sind dagegen die folgenden Punkte:

– Für die 3. Pers. pl. des Futurums finden sich verschiedene Male eigenartige Formen in Sletsjöes Text: *sentirnt* 534, *auernt* 812, *trouernt* 849, *mangernt* 851, *aporternt*

¹⁶ Ich gebe die Lesung des Manuskripts; Sletsjöe setzt in all diesen Fällen eine Minuskel.

¹⁷ Noch eine weitere Inkonsistenz rein äußerlicher Natur: Sletsjöe kennzeichnet normalerweise die Verse, zu denen sich am Schluß der Ausgabe (p. 85–87) eine Anmerkung findet, durch einen Asterisk; diese Kennzeichnung fehlt nun in den folgenden Fällen: 240, 430, 480/81, 498, 545, 565, 655, 659/60, 663–665, 734, 882, 839/40.

¹⁸ In Klammern steht die Lesung bei SLETSJÖE.

854. Es zeigt sich, daß in der Photokopie in all diesen Fällen die Endung abgekürzt ist (*rt* mit übergesetztem Kontraktionsstrich). Dieses Zeichen wird nun aber ganz allgemein nicht nur für einen Nasal gesetzt, sondern auch für Vokal + Nasal und für größere Buchstabengruppen (oft auch ohne Nasal). Sletsjöes Bemerkung in N zu V. 554, das *u fehle*, ist in dem Sinne nicht richtig, als die Abkürzung hier für *un* steht: es ist *sentirunt, auerunt, trouerunt, mangerunt, aporerunt* zu lesen.

– V. 23 *manage*: diese Lesung ist nicht gesichert, denn wie ein Vergleich mit V. 37 zeigt, kann die gleiche Schreibung auch *mariage* gelesen werden (so von den früheren Herausgebern bei Grass, Studer und Aebischer).

– V. 44: die Photokopie ist nicht sehr klar, aber für *serrai* (Fut. 1. sg.) scheint mir eher *serra* zu lesen zu sein (eventuell im Rahmen einer Korrektur?); *a* für *ai* findet sich auch sonst noch in unserem Text und könnte als anglonormannischer Zug interpretiert werden¹⁹: *Jo ten crerra* 312, *sa* (1. sg.) 366. Daneben findet sich auch die umgekehrte Erscheinung, nämlich *ai* für *a* (3. sg. *aveir*) 565; der ganze Zusammenhang macht Sletsjöes Erklärung von *ai* < HABET IBI (N zu v. 565) unwahrscheinlich: wir haben vielmehr eine typische anglonormannische Vertauschbarkeit der Graphien *a* und *ai* (in beiden Richtungen).

– V. 46 *le ton pleisir le ton seruisse*: *pleisir* steht über einem durchgestrichenen Wort, dessen letzter Buchstabe (*e*) aber – soweit in der Photokopie ersichtlich – von der Streichung nicht betroffen ist; es wäre demzufolge *le ton pleisir e le ton seruisse* zu lesen.

– V. 125 *E co coment*: ich lese wie Grass, Studer, Chamard und Aebischer anstelle von *co* im Ms. *io*.

– V. 223 *est mult sers*: der Vokal ist über der Zeile beigelegt und scheint mir eher *o* zu lesen zu sein (*molt*); für *sers* (s. m. ‘esclave’) lese ich wie Luzarche, Chamard und Aebischer in der Photokopie *serf*; eine Restitution der Kasusflexion läßt sich gerade im Anglonormannischen am wenigsten rechtfertigen!

– V. 224 *uolt*: das Manuskript hat sicher *uoelt* (cf. auch Grass, Studer, Chamard, Aebischer), wenn auch das *e* in der Photokopie nur als Klecks erscheint.

– V. 233 *corrage*: in einer Anmerkung stößt sich Sletsjöe an der Graphie, die weder *corage* noch *courage* sei. Diese Vorbehalte sind unangebracht: wenn auch *rr* in der Regel durch Repetition des aus Abstrich und Bogen gebildeten Zeichens wiedergegeben wird, so finden sich in unserm Manuskript doch verschiedene Beispiele für den Ersatz des ersten der beiden Zeichen durch die geschweifte, *i*-ähnliche Variante: cf. *porra* 485, *morrez* 503 usw. Der Wechsel von *r* und *rr* kann in einem anglonormannischen Züge aufweisenden Text nicht überraschen²⁰.

– V. 260 *manguez*: die Handschrift hat eindeutig *mangues* (cf. auch die früheren Ausgaben).

– V. 282 *queu chat*: in der Photokopie dürfte *que a chat* (in einem Block) zu lesen sein; *chat* wäre P. p. (cf. *chaite* [f.] 317) – eine Korrektur scheint sich mir zu erübrigen.

– V. 288 *uolst*: es ist *uolit* zu lesen, eine analogische Form des P. s. nach der *i*-Konjugation.

– V. 443 *deuineir*: das *i* der Endung ist im Manuskript expungiert, so daß *deuiner* zu lesen ist.

¹⁹ Cf. P. WUNDERLI, *Le livre de l'Eschiele Mahomet*, Bern 1968 (RH 77), p. 133 (N zu 23v b 31).

²⁰ Cf. P. WUNDERLI, *Etudes sur le livre de l'Eschiele Mahomet*, Winterthur 1965, p. 37/38, sowie *VRom.* 27 (1968), 44.

– V. 462 *met*: im Manuskript respektive der Photokopie scheint mir *mot* zu lesen zu sein. Ob diese Lesung als *m'ot* zu interpretieren oder zu *met* zu korrigieren ist, bleibe dahingestellt; auf alle Fälle darf die Lesung des Manuskripts nicht einfach stillschweigend übergangen werden. Es scheint mir übrigens eine gewisse Konfusion zwischen *e* und *o* in unserm Manuskript zu bestehen, cf. die (von Sletsjöe bewahrten) Lesungen *pomo* 468, *folonie* 469, *jolez* (*jelez*) 524.

– V. 483: *Que te jerra*: im Manuskript steht aber eindeutig die Abkürzung für *qui* – wir haben hier wohl eine der typischen anglonormannischen Konfusionen zwischen den beiden Formen²¹.

– V. 547 *la co entent*: von der Photokopie her scheint mir der ganze Komplex eher *latoenjent* zu lesen zu sein, wobei *t* anstelle von *c* ziemlich eindeutig ist, während der Wechsel *j/t* auf einer Korrektur im Manuskript selbst beruht: das *j* scheint mir dick über das *t* gemalt zu sein. Die Stelle wäre wohl *la toe(n) jent* zu lesen, was uns auch sinngemäß durchaus annehmbar scheint.

– V. 611 (... *bien sauez sermoner ... e mustrer*) *Vostre doctrine q si est quil uoille escoter*. Ich glaube nicht, daß das isolierte *q* zu streichen ist (cf. Sletsjöe N); vielmehr dürfte das Abkürzungszeichen fehlen: es wäre *q[ui]* zu lesen.

– V. 725 *as comence*: das Manuskript hat eindeutig *comencie* (= *comencié*), cf. auch die früheren Ausgaben.

– V. 775 *sens*: das Manuskript hat eindeutig *senz*, ebenso die früheren Ausgaben; was Sletsjöe bewogen haben mag, *sens* zu schreiben, ist mir unklar.

– V. 870 *sentiretz*: mir scheint, es sei *sentirez* zu lesen (cf. auch alle früheren Herausgeber); beim letzten Buchstaben dürfte es sich um ein zu *z* korrigiertes *t* handeln; vgl. auch das durchgestrichene *sentirez* in V. 831; cf. ferner noch die Schreibung für *emfanz* 933.

Kommen wir zum Schluß. Bedauerlich an Sletsjöes Ausgabe scheint uns vor allem der Verzicht auf eine Transkription der lateinischen Teile. Was die Wiedergabe des französischen Textes betrifft, so kann sie zwar nicht als streng diplomatisch gelten, und sie ist auch nicht ganz frei von Versehen; trotzdem darf sie aber als die getreuste und gewissenhafteste der bisherigen Umschriften bezeichnet werden. Da zudem der Text des Manuskripts in Photokopien beigegeben ist, besitzt der Leser weitgehend die Möglichkeit zu eigener Kontrolle und Korrektur. Alles in allem also eine begrüßenswerte, nützliche, ja unentbehrliche Publikation.

Peter Wunderli

*

MANFRED HÖFLER, *Untersuchungen zur Tuch- und Stoffbenennung in der französischen Urkundensprache. Vom Ortsnamen zum Appellativum*. Tübingen (Max Niemeyer) 1967, VII + 156 p. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, 114. Heft).

El presente trabajo está dedicado a estudiar los nombres franceses de tejidos que se han forjado a partir de un topónimo. El material procede esencialmente de documentos de índole no literaria anteriores al siglo XVIII, es decir, de aranceles, tarifas, estatutos y reglamentos relacionados con la industria textil; claro está que no

²¹ Cf. WUNDERLI, *Eschiele*, p. 126 (N zu 13r a 3), und *VRom.* 27 (1968), 45/46.

se ha renunciado, en principio, a considerar testimonios procedentes de obras literarias¹.

La preocupación fundamental que ha guiado al autor es la de averiguar el motivo de las denominaciones. El paso de un nombre de lugar a apelativo para designar un determinado tejido conlleva unos problemas que hasta el presente se habían desdenado en exceso, o bien se habían tenido en cuenta solamente en sus aspectos teóricos, sin que en la exposición se adujera el correspondiente material diacrónicamente considerado (p. 119). En este sentido se puede decir que la investigación del Sr. Höfler, la cual venía precedida por una serie de estudios parciales que dejaban augurar mucho, ha cumplido a satisfacción unos requisitos imprescindibles.

Tras una introducción en la que se expone concisamente el propósito (pp. 1–3), sigue el trabajo dividido en dos partes. En la primera (pp. 4–115) se presenta el material léxico, distribuido según los países de procedencia. En la segunda (pp. 116–136) discútense los problemas teóricos de la evolución del topónimo al apelativo y se rozan aspectos de mucho interés. Así, se establece la existencia previa del tipo perifrástico «nomen generis + de + nomen proprium» (*‘paño de + topónimo’*) y su lexicalización; de ahí parte la reducción al simple apelativo y su lexicalización, mientras que la construcción directa nombre genérico + topónimo es, cuando se da, una mera etapa intermedia. Las reflexiones metodológicas del autor, siempre sensatas y basadas en un material considerable, encontrarán la aprobación de los estudiosos (véase, p. ej., C. Th. Gossen, *ZRPh.* 84 [1968], 504–510).

El material de la primera parte está distribuido para su presentación en nueve secciones, según los países de procedencia y su importancia en la creación de denominaciones: Flandes y Países Bajos, Inglaterra, Norte de Francia, Bretaña, Sur de Francia, Península Ibérica, Oriente, Italia y Alemania. En algunos casos se podría discutir la inclusión de determinados topónimos en un grupo. Hasta cierto punto está justificada la colocación de *Arras*, punto de partida del prov. ant. *raz* ‘sorte de drap’² en la de Flandes y Países Bajos, en vez de Francia del Norte (p. 8) e incluso la de *Cambray* (p. 29 ss.). Pero resulta sorprendente que, habiendo un capítulo dedicado a «Nordfrankreich» (p. 48 ss.), la Champagne con Reims³ (pp. 21–23) también se incluya en

¹ Posteriormente a la publicación del libro reseñado ha aparecido la obra de JESÚS ALFAU DE SOLALINDE, *Nomenclatura de los tejidos españoles del siglo XIII*, Madrid 1969 (Anejo XIX del Boletín de la Real Academia Española) (cito ALFAU). Una fuente esencial han sido los *Aranceles* publicados por A. CASTRO (*RFE* 8, 9 y 10), que Höfler no ha tomado en cuenta.

² A propósito de este artículo *Raz* consultese también el ALCOVER-MOLL, s. v. *ras*. Ahí tenemos los tres tipos: *drap de ras*, *drap ras* y *ras* o *rasses*; asimismo, ibidem, s. v. *bifa*. La documentación catalana confirma, tanto como la portuguesa, la exactitud de la etimología propuesta. Véase el aragonés ant. *raçel* ‘tela de Arras’ (M. ALVAR en *Estudios dedicados a Menéndez Pidal II*, Madrid 1951, p. 124).

³ No se mencionan ejemplos hispánicos de ‘toile de Reims’. En catalán del siglo XIII ya tenemos, según el texto latino de los *Furs de València* (lib. IX): «*Tela de Rems et de trevis (?) integra XI denarios*»; «*Pecia de tela de Remps II denarios*». El texto catalán contemporáneo (según el manuscrito copiado por el notario Bononat Péra) dice: «*Tela de Rems e de tries que sia entegra .XII. diners*»; «*Peça de tela de remps .II. diners*». Ejemplos semejantes se encuentran a lo largo de los siglos XIV y XV. Para el castellano, cf. ALFAU, p. 159–160.

Flandes y los Países Bajos. Ocioso es decir que no se trata de una inadvertencia, sino de un inconveniente metodológico: el autor ha querido conciliar la exposición de los hechos con la distribución de la materia en forma de artículos de un diccionario. El que en un momento determinado ciertas sedas que se importaban de Italia empiecen a imitarse en *Tours* obliga al autor a colocar un lema *gros de Tours* (pp. 108–109) entre *gros de Milan y florentine*.

No se acaba de ver siempre claro qué requisitos son necesarios para que un topónimo sea tratado como voz lema, y no en el cuerpo de otro artículo o en nota de pie de página. Si el criterio dirimente es la fabricación efectiva del tejido en un determinado lugar, como parece deducirse al no incluir un artículo independiente *Ségovie* (cf. pp. 83–84), resulta metodológicamente algo raro dedicar un lema a *damas 'sorte de linge ouvré'* (p. 92), en donde aparece documentado el *damas de Flandre*, mientras que carece de él *catalogne* (p. 86), pese a la existencia de *Castelongnes de Flandres* y de *catalognes de Montpellier*.

También se podrá discutir la pertinencia de la distribución geográfica de la materia, que en algunos casos, contrariamente a lo que acabamos de ver, desgaja los topónimos de un mismo dominio lingüístico. Así *Perpignan* (pp. 79–80) se halla separado de los otros topónimos catalanes, los cuales tienen cabida en la península ibérica.

Algo extraño resulta que en los documentos consultados no se hable de la denominación *presset* o *perset* (cf. *FEW* 8, 277–278), tan frecuente en otros idiomas y que uno esperaría encontrar en la sección consagrada a Oriente⁴, ni tampoco denominaciones derivadas de *Saint-Omer*, abundantes en las tres lenguas hispánicas⁵.

Al tratar de la península ibérica se dice que no parece haber contribuido con apelativos. Pero Francisque Michel menciona, en obras literarias francesas, los *draps de Murce et d'Aumarie* (Murcia y Almería)⁶, así como los *draps sarragoçois* (cf. Alfau, p. 22–23). Nada de ello se encuentra en la obra de Höfler, ni siquiera al tratar del tejido portugués *saragoça* (p. 85 N 8)⁷.

No creo del todo exacto que *Narbona* (p. 80 y N 7) tenga que figurar entre las localidades del Sur de Francia, en donde se fabricaban tejidos de lana, «ohne jedoch über das Ursprungsgebiet hinaus zu großer Bedeutung zu gelangen». Precisamente en los documentos catalanes de los siglos XIII y XIV abunda el paño *blanch de Narbona*, del que habla Ramon Lull (cf. *Blanquerna*, ed. ENC, I, p. 272.6; Alcover-Moll, s. v. *Narbona*). Así en los *Furs de València* aparecen, entre otras varias e interesantes designaciones, los *draps blancs de Narbona* (lib. IX) y, como digo, en otros muchos tex-

⁴ Si se considera que esta familia léxica procede del participio *PRESSUS* de *PREMERE* (cosa, a mi ver, difícil de probar, habida cuenta de la documentación romance), vendría decirlo.

⁵ Tampoco se mencionan denominaciones hispánicas procedentes de *Saint-Quintin* en la p. 48, mientras que se citan ejemplos italianos. Las hay desde el siglo XIII, por lo menos.

⁶ Para Almería como centro fabril, bajo la dominación musulmana, véanse las referencias aducidas por C. E. DUBLER, *Über das Wirtschaftsleben auf der Iberischen Halbinsel vom XI. zum XIII. Jahrhundert* (*RH* 22), Genève 1943, p. 62 y N 3.

⁷ El autor parece llevar razón cuando rechaza (p. 85 N 9) la etimología *Cádiz*, generalmente aceptada, para el fr. *cadis* 'sorte de serge'. Como el cat. *cadirs* (ya en 1308; cf. *Diccionari Aguiló*, s. v. *cadís* y *cadins*; ALCOVER-MOLL, s. v. *cadins*) es palabra oxítona no cabe pensar en un cambio de acento a partir de Cádiz.

tos y documentos⁸. Transcribo parcialmente un texto, inédito, de 1250, correspondiente al testamento de Tomàs Espanyol, rico burgués, ciudadano de Vich, que comerciaba en tejidos:

Volo et mando quod Berenguera et Brunesandes, filie mee, sint moniales, et dimito unicuique earum CC aureos et lectum et vestes unas de *panno albo narbonensi*; et si una earum obiret antequam fuerit in ordine, revertantur dicti CC aurei vive, si non fuerit in ordine, et si fuerit in ordine, revertantur heredi meo.

Item dimito Ermessendis, filie mee, CC aureos et vestes de *presseto rubro*, et Blanche, filie mee, CC aureos et vestes de *presseto rubro*; et si una earum obierit sine prole, revertatur vive, et si ambe obierint sine prole, revertatur heredi⁹.

Aquí vemos que las «vestes» de paño de Narbona, pese a ser de alta calidad, debían de ser inferiores a las *vestes de presseto rubro*, porque este legado se hace a dos muchachas que el testador prejuzgaba núbiles y, en consecuencia, tenían que lucir más que las monjas.

Londres como apelativo está documentado no sólo en portugués (p. 43; «vereinzelt»?)¹⁰, sino también en español, y en esta lengua muy abundantemente (véase A. de la Torre, *Telas extranjeras en la corte de los Reyes Católicos*, en: *VI Congreso de Historia de la Corona de Aragón celebrado en Cerdeña*, Madrid 1959, p. 836–37). El trabajo que acabo de mencionar (p. 831–37) hubiese podido proporcionar al autor más y muy útiles materiales de comparación¹¹.

¿Por qué el topónimo flamenco *Poperinghe* es despachado en una nota (p. 21 N 74), sin aducir los *dras de Poperinghes*, punto de partida de *popeline* (cf. *BlWtbg.*, s. v.)? Los paños procedentes de ese centro fueron famosos en toda Europa. Para el castellano véase ahora Alfau, s. v. *papelingas, parelingas y blanco*; para el portugués, *Descobrimentos portugueses I*, p. 222, 460 y 461 (doc. núm. 215 y 362); para el catalán, Alcover, s. v. *papalina*. El *DEI* cita unos *vergati de Poporinga* en una carta de Siena fechada en 1294 (s. v. *popeline*).

Dejando aparte los pormenores indicados, es preciso reconocer que la obra de Höfler es un trabajo de mucho aliento y un complemento precioso para la lexicografía galorromana, en particular para la del francés de oïl. Sumamente beneficiado resulta el *FEW*, por las muchísimas rectificaciones y adiciones. Es una obra llevada a cabo con esmero, que encierra una ingente suma de trabajo. Además del valor lexicográfico apuntado, la obra es una buena aportación a la etimología galorromance y al problema de la formación de palabras. En este sentido, su alcance se extiende a la lingüística general.

⁸ Al lado de los paños blancos, existe también el *bru de Narbona*. Véase: «... dos canes e migra de *bru de Narbona*, a/r. de 10 s. la cana» (año 1302; *Los libros de la tesorería de la Casa Real de Aragón* p. p. E. GONZÁLEZ HURTEBISE, Barcelona 1911, p. 167, doc. núm. 743).

⁹ *Arxius Episcopals de Vic. Cúria Fumada. Testaments*, vol. I (1240–1252), fol. 158. Debo la transcripción del documento a mi compañero ARCADIO GARCÍA SANZ.

¹⁰ Cf. *Descobrimentos portugueses I*, p. 460, doc. núm. 362; supl. al vol. I, p. 52, doc. núm. 42.

¹¹ La forma *bagadell* (p. 98) está demasiado aislada, al no tenerse en cuenta los *pannos bagadellos* o de *bagadello*, atestiguados en fuentes genovesas de los siglos XII y XIII. Véase MARIO ALINEI en *Lingua Nostra 28* (1967), 99.

Las dos reservas que yo me permitiría formular rebasan los propósitos confesados del autor (p. 3) y en modo alguno pueden tomarse como un reproche: 1º Recurso a la lengua de los documentos y soslayo de la lengua literaria. ¿Por qué tal limitación? Los resultados serán forzosamente incompletos. 2º Concentración preferente en el francés del Norte. Como muchos de los tejidos se fabricaban en las regiones septentrionales de Francia, es evidente que no es allí donde se debían forjar los apelativos correspondientes a esos topónimos. El autor se da perfecta cuenta de este hecho y así dice: «[...] Dabei fällt allerdings auf, daß im Französischen, im Gegensatz zum Provenzalischen und den anderen romanischen Sprachen, die Ortsnamen nur selten zu Appellativa wurden, wohingegen der periphrastische Typus *drap de + ON* überaus geläufig ist» (p. 6). Por eso precisamente convendría recurrir de una manera sistemática a los otros romances. Además así se podría apreciar mejor la fuerza de expansión de los centros fabriles franceses y flamencos¹².

Germán Colón

*

H. LEWICKA, *La langue et le style du Théâtre comique français des XV^e et XVI^e siècles*, II: *Les composés*, Varsovie – Paris (Editions Scientifiques de Pologne / Librairie C. Klincksieck) 1968, 225 p.

Nachdem H. Lewicka bereits 1960 eine erste Studie über die Sprache des *Théâtre comique*, die den Ableitungen gewidmet ist, veröffentlicht hat¹, liegt uns jetzt der zweite Band vor, der sich mit den Komposita beschäftigt. Zugleich kündigt die Auto-

¹² Los centros fabriles del Norte de Francia y Flandes citados con más frecuencia en documentos catalanes son: *Gante, Malinas, Bruselas, Ypres, Reims, París, Saint-Denis, Douay* (véase J. E. MARTÍNEZ FERRANDO, *Jaime II de Aragón. Su vida familiar*, Barcelona 1948, vol. I, p. 64). Para la parte meridional es extraordinariamente notable, e incluso sorprendente, la mención de *Briançon* (H.-Alpes), en donde el topónimo ya está completamente lexicalizado: «Primo, hun saygs de vellut morat. Item, hun altre sayg de domasquí blau ... Item, una peça d'Olanda prima ... Item IIII Palms de briançó negre ...» (doc. de 1444 expedido en Lérida, publicado por J. M. MADURELL MARIMON, *Quiebras en la vida mercantil catalana*, *Anuario de Historia del Derecho Español* 1969, p. 619). Consultese a J. GUDIOL CUNILL, *Nocións d'arqueología sagrada catalana*, 2 vol., Vic 1933, y sobre todo ahora a M. GUAL CAMARENA, *Vocabulario del comercio medieval*, Tarragona 1968 (importantísimo repertorio aparecido después del libro del Sr. Höfler y también después de la redacción de esta reseña).

Para el portugués los dos volúmenes de los *Descobrimentos portugueses. Documentos para a sua história publicados e prefaciados* por JOÃO MARTINS DA SILVA MARQUES, Lisboa 1944, son un veneno que convendría explorar sistemáticamente. Véase también la bibliografía indicada por A. H. DE OLIVEIRA MARQUES, *A sociedade medieval portuguesa*, Lisboa 1964, p. 240 N 102.

¹ H. LEWICKA, *La langue et le style du Théâtre comique français des XV^e et XVI^e siècles*, I: *La dérivation*, Varsovie – Paris 1960, 405 p. (Dieser zur Zeit vergriffene Band wurde in der VRom. nicht besprochen.)

rin – das sei hier am Rande zur allgemeinen Information erwähnt – eine weitere Arbeit an, die sich mit den Fluch- und Beteuerungsformeln im *Théâtre comique* befassen wird.

Lewicka hat diese umfassende Untersuchung der Sprache des volkstümlichen Theaters im 15. und 16. Jahrhundert mit dem Ziel unternommen, zur besseren Kenntnis der mittelfranzösischen Umgangssprache beizutragen (cf. I, p. 5, und II, p. 6). Ein solches Unternehmen hat in der Tat etwas Verlockendes an sich, wenn man berücksichtigt, daß die Texte, auf die sich Lewicka in ihrer Arbeit stützt, auf Grund ihrer besonderen Art interessante Einblicke in die gesprochene Sprache des ausgehenden Mittelalters und der Renaissance gewähren. Der Umstand, daß hier weitgehende Aufschlüsse über den Zustand der französischen Umgangssprache einer weit zurückliegenden Epoche, über die wir nur unvollkommen orientiert sind, erwartet werden können, ist Grund genug für eine eingehende Beschäftigung mit Sprache und Stil des *Théâtre comique*. Eine solche Spezialuntersuchung ist auch deshalb willkommen, weil nur sie uns gestattet, die charakteristischen Züge der Sprache des *Théâtre comique* im Zusammenhang zu erkennen, und weil nur sie in der Lage ist zu entscheiden, inwieweit es sich beim speziellen Wortgut des *Théâtre comique* beziehungsweise bei seiner besonderen semantischen Nuancierung tatsächlich um spezifische Elemente der mittelfranzösischen Umgangssprache handelt.

Was nun den Gegenstand des vorliegenden Bandes betrifft, so ist es eine Tatsache, daß die Wortzusammensetzungen des Mittelfranzösischen und speziell des 15. und 16. Jahrhunderts bisher nur unzureichend untersucht worden sind. Wohl weiß man Genaueres über die Komposita im Sprachgebrauch einzelner Autoren auf Grund von Monographien über die Sprache von G. Chastellain, J. Lemaire de Belges, Rabelais und anderen; an einer zusammenfassenden Arbeit fehlt es aber. Da im übrigen die Wortkomposition im *Théâtre comique* in mehr als einem Punkte von der bei den zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern abweicht, hat die eingehende Beschäftigung mit den Komposita in der Sprache des *Théâtre comique*, die sich Lewicka in diesem Band zur Aufgabe gemacht hat, ihre zweifache Rechtfertigung.

In einer ausführlichen Einleitung (p. 7–16) befaßt sich Lewicka mit den theoretisch-wortstrukturellen Fragen, die sich im Zusammenhang mit der Wortkomposition stellen. So kommt sie vor allem zu der Feststellung, daß die Ordnungsprinzipien, wie sie von A. Darmesteter in seinem grundlegenden *Traité de la formation des mots composés* und im Anschluß daran von K. Nyrop und W. Meyer-Lübke zur Klassifizierung der Komposita erarbeitet worden sind, den Erfordernissen der modernen Linguistik nicht mehr genügen. Nachdem Lewicka auf eine Anzahl von neueren Versuchen zur Systematik der französischen Komposita verwiesen hat, deren Gültigkeit in der Hauptsache aber auf die synchronische Sprachforschung beschränkt ist, resümiert sie ihre Überlegungen zur Wortkomposition im Französischen unter sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten, die bereits an anderem Orte publiziert worden sind². Sie hier erneut zusammenfassen zu wollen, wäre ihrem Aussagegehalt zweifellos abträglich und soll deshalb unterbleiben. Weiterhin verdient Erwähnung, daß Lewicka in der Einleitung Kriterien zusammenstellt, die zur besseren Abgrenzung der Komposita von den syntaktischen Gruppen beitragen können. Gerade bei der Beschäftigung mit älteren Texten, wo auf Grund der mangelnden Vertrautheit mit der Sprache tatsächlich die Frage auftauchen kann, ob wir es noch mit einer syntaktischen Gruppe oder aber bereits mit

² *Réflexions théoriques sur la composition des mots en ancien et en moyen français*, *Kwartalnik Neofilologiczny* 10 (1963), 131 ss.

einer lexikalischen Einheit zu tun haben, leisten die von Lewicka erarbeiteten Unterscheidungsmerkmale wertvolle Dienste.

Im Hauptteil der Arbeit, die der Darstellung der im *Théâtre comique* vorkommenden Wortzusammensetzungen gewidmet ist, werden die Komposita nach den grammatischen Kategorien ihrer Verwendung geordnet (Substantive, Adjektive, Verben) behandelt; innerhalb der einzelnen Abteilungen wird nach kompositionsstrukturellen Gesichtspunkten weiter differenziert. Wie nicht anders zu erwarten, sind auch in der Sprache des *Théâtre comique* die Zusammensetzungen in substantivischer Funktion am stärksten vertreten (Kap. II–V, p. 30–141). Es fällt auf, daß Lewicka im Rahmen der Nominalkomposita auch die Reduplikationsbildungen behandelt, über deren Zugehörigkeit zu den Komposita – eben weil ihnen grammatisches Merkmale fehlen und die Einzelglieder in der Regel nicht für sich vorkommen – keineswegs Einigkeit besteht. Ihre Berücksichtigung im Rahmen dieser Arbeit ist aber absolut gerechtfertigt, da sie auf Grund ihrer ausgesprochenen Häufigkeit geradezu ein Charakteristikum der Sprache des *Théâtre comique* darstellen; womit nur bestätigt wird, daß diese Art der Wortbildung in der ungezwungenen Ausdrucksweise breiter Volkskreise mindestens ebenso zu Hause ist wie in der Kindersprache. Schon die alleinige Behandlung der als Appellativa im *Théâtre comique* verwendeten Reduplikationen, die Lewicka in solche mit gleichen (*gogo*) beziehungsweise teilweise gleichen Gliedern (*riffe raffe*) einteilt, nimmt einen beachtlichen Platz in Anspruch (p. 30–44). Das umfangreichste Kapitel der vorliegenden Arbeit (Kap. III, p. 51–122) ist aber den Nominalkomposita mit einem determinierenden Element, das in verschiedenen Formen auftreten kann, vorbehalten. Im Abschnitt über den Typus Subst. + determinierendes Personalobjekt (*fils Dieu*) zeigt sich hier etwa, daß Verbindungen dieser Art noch verbreitet in der Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts vorkommen, aber auch daß es sich um vom Altfranzösischen ererbte, formelhaft erstarrte Ausdrücke handelt und nicht um ein noch lebendiges Bildungsschema, weil seit dem 14. Jahrhundert der Typus Subst. + determinierendes Personalobjekt – also ohne Präposition – als freies Syntagma nicht mehr möglich war. So begegnet bei den Krankheitsbezeichnungen, die mit dem Namen eines Heiligen gebildet sind, im *Théâtre comique* neben dem ursprünglichen präpositionslosen Typus (*mal saint Fiacre*) vor allem in den späten Stücken auch die rekomponierte Form mit *de*. Wirkliche Komposita von der Art Subst. + *de* + Subst., deren Unterscheidung von gleichgearteten syntaktischen Gruppen nicht immer leicht fällt, sind im übrigen in der Sprache des 15.–16. Jahrhunderts noch relativ schwach vertreten, wie aus Lewickas Untersuchung hervorgeht; erst später sollten sie sich auf Kosten des präpositionslosen Typus und der Verbindungen mit anderen Präpositionen durchsetzen.

Zu einer interessanten Feststellung gelangt Lewicka bei der Behandlung der aus Adj. und Subst. bestehenden Komposita (p. 81–110). Es zeigt sich nämlich, daß der Typus Adj. + Subst. in der Sprache des *Théâtre comique* häufiger vorkommt als seine Umkehrung. Zu diesem Übergewicht tragen vor allem Zusammensetzungen mit solchen Adjektiven bei, die bereits zu dieser Zeit mehr und mehr zur Stellung nach dem Substantiv tendierten. Der Umstand, daß der Typus Adj. + Subst. als freies Syntagma für Adjektive wie *mort*, *gentil* usw. immer seltener wurde, führte zur Lexikalisierung jener Fälle, in denen diese Adjektive in ihrer ursprünglichen Voranstellung verharrten. Wenn die Komposita vom Typus Subst. + Adj. (p. 110–116) dagegen in der Sprache des *Théâtre comique* seltener sind, so erklärt das sich dadurch, daß die entsprechenden syntaktischen Verbindungen – auf Grund der im 15./16. Jahrhun-

dert bei vielen Adjektiven sich immer mehr durchsetzenden Nachstellung – instabiler waren und daher auch weniger zur Lexikalisierung neigten. Allgemein ist zu sagen, daß es das besondere Anliegen der Autorin ist – wo immer möglich –, den Wandlungsprozeß vom freien Syntagma zum Kompositum deutlich werden zu lassen oder aber wenigstens den jeweiligen Grad der Lexikalisierung zu ermitteln. Gutes Anschauungsmaterial liefern dazu etwa *gens d'arme(s)* (p. 71 s.), *bon jour* (p. 82), *bon homme* (p. 84 s.), *bonne chere* (p. 85), *malgré* (p. 90 s.), *bien venu* (p. 144 s.).

Auch wenn Lewicka ihre Hauptaufgabe darin sieht, die im *Théâtre comique* vorkommenden Komposita in synchronischer Sicht zu untersuchen, um so den Eigentümlichkeiten der Wortkomposition in der gesprochenen Sprache des 15./16. Jahrhunderts auf die Spur zu kommen, führen sie die vom Altfranzösischen ererbten Zusammensetzungen gelegentlich doch dazu, ihre Betrachtungsweise in diachronischer Hinsicht zu erweitern. Bei der Herstellung solcher wortgeschichtlicher Bezüge stützt sich Lewicka weitgehend auf Godefroy und Huguet einerseits sowie Bloch-Wartburg (= *BlWlbg.*) und Dauzat – Dubois – Mitterand (= *DDM*) andererseits. Das *FEW* wird dagegen nur ausnahmsweise und dann eigentlich nur im Zusammenhang mit etymologischen Fragen zitiert. Dies ist um so erstaunlicher, als das *FEW* bei allen Fragen aus dem Bereich der französischen Wortgeschichte umfassender und zuverlässiger informiert als die genannten Werke. Eine weniger sporadische Konsultierung des *FEW* wäre auch bei der Lösung schwieriger Interpretationsfragen, die die Autorin offenlassen mußte, von Nutzen gewesen, wie noch weiter unten zu zeigen sein wird.

Was den Wert der vorliegenden Arbeit für die französische Lexikologie angeht, so ist er nicht hoch genug zu veranschlagen. Bedurfte es noch eines Beweises, daß R. Cotgrave in seinem *Dictionarie of the French and English Tongues* von 1611 auch die Sprache des *Théâtre comique* berücksichtigt hat, Lewicka liefert ihn mit ihrer Arbeit. Für etliche Wörter beziehungsweise Wortbedeutungen, die – wie dem *FEW* zu entnehmen ist – in Cotgraves Wörterbuch (= *Cotgr. 1611*) zum erstenmal bezeugt sind, läßt sich jetzt auf Grund der gründlichen Untersuchung des Wortschatzes des *Théâtre comique* die genaue Herkunft ermitteln. Überhaupt ist die Ausbeute an Vordatierungen von bisher bekannten Erstbelegen recht erheblich, was die französische Lexikographie gewiß dankbar zur Kenntnis nehmen wird. Dafür hier nur ein paar Beispiele; p. 35: *micmac*, das für *BlWlbg.*⁵ zum erstenmal 1649 belegt ist (laut *FEW 16*, 589b s. *MUYTEMAKER* aber schon 1640), wird von Lewicka in der Form *micquemaque* für den Anfang des 16. Jahrhunderts bezeugt. – P. 37: Während *zigzag* bisher erstmals 1662, und zwar als Bezeichnung für eine Art Maschine, belegt war, bringt Lewicka einen neuen Erstbeleg aus einer kurz nach 1534 geschriebenen Farce, in der *faire zic zac* – ausgehend von der Grundbedeutung eines Hin- und Herbewegens – in freier Übertragung in den geschlechtlichen Bereich verwendet wird. – P. 41: Für *frippe-lippe* in appellativischer Verwendung, für welches das *FEW 16*, 468b s. *LIPPE* nur einen Beleg liefert (bourg. ‘glouton’), kann Lewicka einen weiteren von der Mitte des 16. Jahrhunderts (‘gourmand’) beibringen. – P. 93: *basse-contre* findet sich bereits ca. 1500 in übertragener, obszöner Bedeutung belegt, während *DDM* und *FEW 2*, 1116a s. *CONTRA* das Wort in seiner ursprünglichen, musikterminologischen Bedeutung zum erstenmal 1512 beziehungsweise ca. 1540 bezeugen. – P. 128: Für *passe-purée* ‘passoire pour les purées’ gibt Lewicka einen besonders interessanten Beleg, weil dieses Wort von den Wörterbüchern erst seit 1907 verzeichnet wird (cf. *FEW 7*, 724b s. **PASSARE*). – Zu weiteren Vordatierungen cf. die Einzelbemerkungen weiter unten.

Aber auch an Wörtern, Wortbedeutungen und Redewendungen, die lexikologisch bisher überhaupt noch nicht erfaßt worden sind, kann Lewickas Arbeit einiges vorweisen. P. 33: *tric tric* ‘secret’ wäre im *FEW 13/2*, 273a s. TRIK-, nachzutragen, wo diese expressive Doppelung oder bedeutungsverwandte Formen ganz fehlen. – P. 37s.: *nique noque* bietet verschiedene Ergänzungen zu den im *FEW 7*, 140/41 s. NIK-, vorliegenden Belegen, vor allem das Verbum *anniquenoquer*, das das *FEW* nicht kennt. – P. 40 *charivari*: Dem *FEW 2*, 374a s. CARIBARÍA, ist die Redensart *faire long charivari* ‘faire des histoires’, die Lewicka mit Beispielen aus dem *Théâtre comique* belegt, nicht bekannt. – P. 42: *turelure* als Bezeichnung für einen Tanz wird im *FEW 5*, 464a s. LUR-, nicht genannt. – P. 103: *matemoe* ‘triste mine’ stellt eine bisher nicht bekannte Variante zu *mate chiere* dar (cf. *FEW 6/1*, 520a s. MATTUS).

Im folgenden sind einige ergänzende oder korrigierende Bemerkungen zu einzelnen Punkten im Hauptteil der Arbeit zusammengestellt worden. P. 27 *audi nos* – de sens peu clair: Soweit die beiden kurzen Textstellen, die Lewicka gibt, eine Beurteilung zulassen, könnte die Bedeutung ‘moyen de se tirer d’embarras, expédient’ lauten. Diese wie auch die häufigere Verwendung von *audi nos* beziehungsweise *audinos* in der Bedeutung ‘prière, patenôtre’ im 16. Jahrhundert, wie sie von Huguet mit einigen Zitaten belegt wird, fehlt übrigens im *FEW 1*, 173 s. AUDIRE, und sollte in der Neufassung des ersten Bandes berücksichtigt werden. – P. 32 s. *gogo*: Die Bedeutung ‘à nu’ für *à gogo*, für die es keine weiteren Belege gibt, ist nicht zwingend, soweit das Zitat eine Beurteilung zuläßt; ‘à l’aise’ erscheint auch hier durchaus am Platze. Im übrigen ist die heutige Bedeutung von *à gogo* nicht mehr ‘à l’aise’, sondern ‘abondamment, à discré-tion’. Leider sind auch im *FEW 4*, 188 s. GOG-, die Bedeutungen nicht voneinander getrennt worden (mfrr. nfr. *à gogo* ‘en joie, sans gêne, abondamment’ seit Ch. d’Orléans), so daß wir nichts Genaues über ihre genaue chronologische Gültigkeit erfahren. – P. 33 *mimi(n)* ‘imbécile, fou’: Zur ganzen Wortfamilie mit ihren verschiedenen Bedeutungen sowie zu ihrer Verbreitung innerhalb der Galloromania cf. *FEW 6/2*, 94 s. MIM-; zu beachten ist ferner, daß neben dem primär kindersprachlichen *mimi* ‘chat’ der Wortstamm *min-* in der gleichen Bedeutung weitaus häufiger ist (cf. *minon*, *minou*, *minette* usw., *FEW 6/2*, 96s.). – P. 33 *floc floc*: Das Zitat zeigt eindeutig, daß die Verwendung von *floc floc* allein lautmalenden Charakter hat; da hier im übrigen nicht das Wasser oder ein ähnlicher Körper, sondern ein im Wasser oder auf feuchtem, aufgeweichtem Boden gehender Zelter die geräuscherzeugende Ursache ist, kann die Definition nur lauten ‘onomatopée imitant le bruit que fait qn qui marche dans l’eau, dans la boue, etc.’. Cf. auch *FEW 3*, 627 s. FLOK-. – P. 35 *bicquebacque* ‘bascule de puits’: Für eine germanische Herkunft, wie sie Lewicka für BACCA annimmt, lassen sich ebensowenig Anhaltspunkte finden wie für eine lateinische; am meisten für sich hat noch eine Herleitung aus dem Keltischen (cf. *FEW 1*, 197s. s. BACCA). *Bicque* alleine, das für Lewicka nicht bezeugt ist, kommt verbreitet als Bezeichnung für den Sägebock und verwandte Gerätschaften vor. Die Ableitung *biquet* läßt sich sogar in der für *bicquebacque* ‘bascule de puits’ sehr verwandten Bedeutung ‘fléau de balance’ feststellen (*FEW 1*, 359b s. *BIK). Erwähnt sei am Rande, daß der etymologische Zusammenhang all dieser Formen mit germ. *BIK ‘Ziege’ mittlerweile aufgegeben worden ist (cf. BlWlbg.⁵ s. *bique*). – P. 35s. *micquemacque*: Die von Lewicka angenommene Bedeutung ‘coups’ für das in einem Text vom Anfang des 16. Jahrhunderts vorkommende *micquemacques* ergibt sich nicht zwingend aus dem Zusammenhang. Da *micquemacques* mit *menaces* zusammen genannt wird, könnten damit ebensogut andere unlautere Praktiken gemeint sein. Jedenfalls deutet bei den im *FEW 16*, 589s.

S. MUYTEMAKER, zusammengestellten Materialien nichts darauf hin, daß unser Wort jemals in der Bedeutung ‘coup’ oder einer ähnlichen verwendet worden sei. Da das an gleicher Stelle angeführte *à haques et à maques* bei Berücksichtigung der im *FEW 16*, 107b s. HACKE, vereinten Belege in der Bedeutung ‘avec toutes les armes possibles’ zu verstehen ist, kann man nicht der Schlußfolgerung der Autorin zustimmen: «Quoi qu'il en soit de l'origine de ces mots, les racines m-k et h-k [...] servent à indiquer des coups» (p. 36). – P. 36 *riffe raffe* ‘jeu de dés’: Hierbei wären die im *FEW 16*, 710a s. RIFFILÔN, zusammengestellten Materialien zu berücksichtigen, wodurch die von Lewicka beigebrachten Belege in einen größeren bedeutungsgeschichtlichen Zusammenhang gestellt würden. Mfr. *raffe* ‘teigne’ gehört zu dem afr. mfr. *rafle* ‘gale de la lèpre’, das mit leicht veränderter Bedeutung auch im Neufranzösischen sowie in einzelnen galloromanischen Mundarten fortlebt (cf. *FEW 16*, 653a s. RAFFEL, und 16, 655a s. RAFFEN, wohin sich ein Teil des Materials verirrt hat). – P. 39 *melli mello*: Auch hier vermißt man einen Hinweis auf das *FEW*, wo nämlich Bd. 6/2, 163 s. MISCELLARE, gezeigt wird, daß in der neufranzösischen Umgangssprache sowie in französischen und frankoprovenzalischen Mundarten *méli-mélo* verbreitet in der Bedeutung ‘mélange confus, désordre’ vorkommt, während es in dem von Lewicka zitierten Text noch rein onomatopoetischen Charakter hat. Dennoch ist dieser Beleg von Bedeutung, weil er uns einen interessanten Hinweis hinsichtlich des Alters beziehungsweise der ursprünglichen Verwendung dieser im Wortausgang alternierenden expressiven Doppelung liefert. – P. 39 *tarabin tarabas*: Im Zusammenhang mit *tarabin tarabas* ist die umfangreiche Wortfamilie zu sehen, die den Stamm *tarab-* gemeinsam hat und deren Grundbedeutung ‘Lärm’ ist (*FEW 13/1*, 107s.). – P. 41 *triquenique*: Hierbei ist das Material zu berücksichtigen, das sich im *FEW 7*, 141/42 s. NIK, findet. – P. 47 *baliverne*: Es sollte vielleicht doch gesagt werden, daß sich das dial. (renn.) *vergner* ‘tourner’, von dem Lewicka (nach P. Guiraud) spricht, im *FEW 14*, 390b s. VIBRARE, befindet, weil es sonst für den Leser unauffindbar bleibt. Im übrigen sei auf Guirauds *Structures étymologiques du lexique français*, Paris 1967, verwiesen, wo er – jetzt leichter erreichbar – p. 13 seine recht überzeugende Erklärung des fr. *baliverne* noch einmal darlegt. – P. 47 *lechefroie*: Bei der allgemein vertretenen Erklärung, daß *lèchefrite* aus dem gleichbedeutenden afr. mfr. *lechefroie* entstanden sei, ist doch zu berücksichtigen, daß *lèchefrite* – wenn auch vereinzelt – bereits am Ende des 12. Jahrhunderts noch vor *lechefroie* belegt ist (cf. *FEW 16*, 458b s. LEKKON), was natürlich nicht unbedingt das angenommene Abhängigkeitsverhältnis in Frage stellen muß. Andererseits geht aus den Belegen im *FEW* hervor, daß beide Bezeichnungen – möglicherweise mit regionaler Trennung – lange Zeit nebeneinander bestanden haben. – P. 49 *vau delucque*: Das kurze Zitat läßt keine Beurteilung der Bedeutung zu. Was die Wortbildung angeht, die für Lewicka ebenfalls unklar bleibt, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß das Französische im 14./15. Jahrhundert ein *vau de Luques* (*vou de Luques* 13./14. Jh.) kannte, das ein weithin bekanntes und verehrtes Kruzifix in Lucca bezeichnete (cf. *FEW 14*, 648a s. VULTUS). Leider ergeben sich aus der dort vereinzelt bezeugten Verwendung des Wortes in übertragener Bedeutung, die zudem aus jüngerer Zeit stammt, auch keine Anhaltspunkte hinsichtlich der mutmaßlichen Bedeutung von *vau delucque* in der von Lewicka zitierten Textstelle. Vielleicht hilft hier aber eine Berücksichtigung des größeren Textzusammenhangs weiter. – P. 52 *orgemuse*: Lewicka findet dieses Wort in der Bedeutung ‘sorte de soufflet’ einmalig bezeugt in ihren Quellen. Dennoch handelt es sich nicht um ein Hapax! Es zeigt sich nämlich, daß unser Wort in der Bedeutung ‘coup sur le museau’ bereits im

14. Jahrhundert in den *Miracles de Nostre Dame* vorkommt (cf. *FEW* 6/3, 275a s. *MUSUS*). Die spärliche Bezeugung ergibt sich daraus, daß wir es hier offensichtlich mit einem Wort der volkstümlichen Umgangssprache der mittelfranzösischen Zeit zu tun haben, das in der Literatur nur selten einen schriftlichen Niederschlag fand. – P. 57 *herbe saint Jehan ‘millepertuis’*: Nach *FEW* 5, 48a s. *JOHANNES*, ist *herbe saint Jehan* zwischen 1490 und 1520 belegt. Seit *Colgr. 1611* wie auch in den Mundarten ist die Form *herbe de saint Jean* üblich. – P. 70 heißt es s. *coq d’Inde* «le sens de ‘dindon’ n’apparaît que vers 1520 (*BW*)». Im von Lewicka benutzten *BlWtbg.*⁴ s. *dinde* steht aber tatsächlich: «*Coq, poule d’Inde* ont été appliqués au dindon, quand celui-ci, trouvé au Mexique par les Espagnols lors de la conquête de ce pays (1519–1521) et importé peu après en Europe, l’a été en France, vers 1532». Zum erstenmal belegt ist dagegen *coq d’Inde ‘dindon’* erst 1548 bei Rabelais (cf. *BlWtbg.*⁵ s. *dinde* beziehungsweise *FEW* 4, 639b s. *INDES*). Damit würde die von Lewicka beigebrachte Stelle für *coq d’Inde* in dieser Bedeutung einen neuen Erstbeleg liefern. – P. 70 *eau de merluz ‘médicament’*: Die Definition ist nicht zutreffend, weil *eau de merluz* – wie aus dem Zitat hervorgeht («... avec un peu d’eau de merluz») – nur als Mittel verwendet wird, also im wörtlichen Sinne zu verstehen ist. Demnach ist *eau de merluz* auch nicht als Kompositum aufzufassen. Cf. noch *aveyr. aigo de merlusso* ‘eau dans laquelle on a fait tremper la morue’ (*FEW* 5, 436a s. *LUCIUS*). – P. 71 *eau d’orge ‘boisson’*: Auch diese Definition kann nicht befriedigen; gemeint ist hier doch wohl ein bestimmtes Getränk, das auch unter dem Namen *orgeat* bekannt ist. – P. 74 *gants de noce* – sens figuré, peu clair, probablement ‘maladie vénérienne due à la noce’: Die richtige Bedeutung wird klar, wenn man die beiden Redensarten *avoir perdu ses gants* ‘avoir déjà eu des aventures amoureuses (d’une jeune fille)’ und *avoir eu les gants d’une femme* ‘avoir eu un commerce sexuel avec elle’ (*FEW* 17, 506a s. **WANT*) berücksichtigt. In der fraglichen Farce wird die Redewendung deshalb um *de noce* erweitert gebraucht («je me double Que j’ai des gants de nopce»), weil der Sprechende auf Grund der zu erwartenden Folgen seines intimen Verkehrs die Möglichkeit einer Heirat ins Auge fassen muß. Da es sich also bei *de noce* offensichtlich um eine okkasionelle Erweiterung einer bestehenden Redensart handelt, kann man *gants de noce* nicht als Kompositum ansehen. – P. 90 *mau tac – ‘male tâche’ (?)*, mot inconnu des dictionnaires: Daß es sich um eine Krankheit handeln muß, ergibt sich aus dem Zusammenhang («La pommelee ou la mau tac, La sievre quartaine te tienne»). Welcher Art diese Krankheit ist, läßt sich vielleicht aus der Form *tac* f. entnehmen. Wenn nämlich nicht alles täuscht, haben wir es dabei mit der pikardisch-normannischen Entsprechung von *tache* (sic!) zu tun. Demnach wäre *mau tac* eine Art Hautkrankheit beziehungsweise eine Krankheit, die mit einer Veränderung der Haut verbunden ist. Das *FEW* hat s. *TAIKNS* wohl unsere Zusammensetzung, jedoch nicht in der erschlossenen Bedeutung: mfr. *maletache* f. ‘souillure’ (1556, *FEW* 17, 295a). – P. 92 *malletoste – XV^e s. (*BlWtbg.*)*: Laut *BlWtbg.*⁵ ist *mallôte* bereits seit dem 13. Jahrhundert belegt, und zwar in den Formen *mautoste* (1262), *malletote* (1326) usw. – P. 97 *chaude pisse*: Während *BlWtbg.*⁵ das Wort zum erstenmal bei A. Paré findet, tritt es nach *FEW* 8, 588a s. **PISSIARE*, bereits bei Palsgrave 1530 auf, was Lewicka entgangen ist. Da Lewicka ihren Text nicht datiert, bleibt unklar, ob sie tatsächlich einen neuen Erstbeleg liefert. – P. 99: Zu Unrecht besteht die Annahme, daß *franc* in Verbindung mit Obstsorten und dergleichen ‘sauvage’ bedeute; vielmehr tritt *franc* in Bezeichnungen für Obstarten auf, die nicht erst veredelt zu werden brauchen (cf. *FEW* 15/2, 169a s. *FRANK*). – P. 99 *fransoreau – hapax, dans lequel le deuxième élément n’est pas clair, probablement ‘sorte de poire’, ...*: Lewickas

Vermutung hinsichtlich der Bedeutung des Wortes trifft zu; tatsächlich ist *francsoreau* in der Bedeutung ‘poire de couleur orange’ zwischen ca. 1490 und Trévoux 1771 bezeugt. Daneben kommt auch *poire de francsoreau* (Thierry 1564 – Voultier 1613) beziehungsweise nur *soreau* (1652) in der gleichen Bedeutung vor. Im zweiten Element des Kompositums liegt eine Ableitung von fr. *saur* ‘jaune brun, fauve’ vor (cf. FEW 17, 18 s. *SAUR). – P. 100 *franc cœur*: In dieser Verbindung dürfte *franc* doch eher in der Bedeutung ‘noble, généreux’, denn als ‘libre’ zu verstehen sein. – P. 109 *morte paye*: Lewicka hat übersehen, daß *morte paye* in der Bedeutung ‘soldat de garnison ... qui reçoit sa solde, sans faire de service actif’ nach dem FEW 7, 457a s. PACARE, bereits 1475 belegt ist; dort fehlt andererseits die Bedeutung ‘endroit où on ne gagne rien’, die Lewicka in einem Text vom Ende des 15. Jahrhunderts ermittelt hat. – P. 116 *teste verte* in der Bedeutung ‘jeune homme étourdi’ findet sich, was die Wörterbücher angeht, nicht nur im Cotgrave 1611, sondern auch noch in den verschiedenen Ausgaben des *Dictionnaire de l’Académie* bis 1798 (FEW 13/1, 272b s. TESTA). Durch Lewickas Angaben wissen wir jetzt aber auch, aus welcher Quelle Cotgrave 1611 wahrscheinlich *teste verte* geschöpft hat. – P. 125 *cachené*: Zur Vordatierung von *cachenez* ist zu sagen, daß der Beleg wohl dem BlWtbG. fehlt, nicht aber dem FEW, wo er Bd. 2, 808b s. *COACTICARE, berücksichtigt worden ist. – P. 125 *cassemuseaux* ‘petite pâtisserie très dure’: Nach dem FEW 2, 1432b s. QUASSARE, ist die Bedeutung vielmehr ‘pâtisserie molle et creuse, très délicate’, was ebenfalls aus den mundartlichen Belegen hervorgeht. Auch ist der Zusammenhang mit *casser* < QUASSARE nicht unbedingt gesichert (s. dazu FEW 2, 1434 N 14). – P. 131 *va tost* ‘diarrhée’: Gegen die Annahme, *va tost* sei in dieser Bedeutung wahrscheinlich nur in der Normandie gebräuchlich gewesen, spricht ein zweiter Beleg (*valos m.*) im *Mistere de Saint Quentin* (ca. 1480), das vermutlich von J. Molinet stammt. Weiterhin wird *valost* ‘diarrhée’ noch in den *Curiositéz françoises* von A. Oudin (1640) genannt, was eher auf eine weitere Verbreitung innerhalb der französischen Umgangssprache hindeutet. Cf. dazu FEW 14, 117a s. VADERE, wo auch über die Verwendung des fraglichen Kompositums in anderen Bedeutungen nachzulesen ist. – P. 135 s. contrelance ‘phallus’ ist gewiß als ein Kompositum von *contre* + *lance* zu verstehen, weil *lance* auch für sich häufiger in der gleichen Bedeutung bezeugt ist (FEW 5, 151b s. LANCEA). Eine postverbale Rückbildung kommt als Erklärung schon deshalb nicht in Frage, weil ein *contre-lancer* nicht nachzuweisen ist (cf. FEW 5, 153ss. s. LANCEARE). – P. 160 *racaillefatrer* («Ceste robe si n'est point gente, Elle est toute racaillefatree»), das Lewicka in diesem Text mit «fané» interpretiert, bleibt für sie hinsichtlich seiner Struktur ein «mot obscur», zu dessen Erklärung sie eine Zusammensetzung aus *re* + *cailler* (wie etwa in *caillebottir* ‘mettre en caillé, en parlant du lait’) + *fatrer* vorschlägt. Dabei hat Lewicka übersehen, daß Palsgrave 1530 die Verben *racailleur* und *fatrer* – beide in der Bedeutung ‘ravauder’ – verzeichnet (cf. FEW 10, 88b s. *RASICARE, und Bd. 3, 422b s. FARSURA), die hier in einem tautologischen Verbalkompositum vereint worden sind. Demnach ist auch die Bedeutung in Lewickas Beleg ‘raccommode, ravaudé’, was auch eher dem Zusammenhang entspricht als ‘fané’. – P. 160 *galimafrer*: Lewicka hat recht mit der Vermutung, daß von diesem Verbum nur die substantivierte Form *galimafrée* existiert habe; jedenfalls trifft das für das Mittelfranzösische und Neufranzösische zu, wie dem FEW 17, 480 s. WALA, zu entnehmen ist, das auch über die Bedeutungsentwicklung des Wortes Auskunft gibt. Erst aus den neueren Mundarten ist uns auch das Verbum bekannt: bess. *galimafré* v. n. ‘manger glotonnement’.

Einige wenige Druckfehler sind uns aufgefallen; p. 23, Z. 19 lies *entre autres* statt

entre autres; p. 35, Z. 14 von unten lies *maquer, forme non-palatalisée de machier* statt ..., *forme palatalisée* ...; p. 37, Z. 13 von unten lies *consonantique* statt *consonnantique*; p. 52, Z. 9 lies *EWFS* statt *REW*; p. 72, Z. 6 von unten lies *sufixe* statt *suffixe*; p. 160, Z. 3 lies *mettre en caillé* statt *mettre en caille*.

Mag auch das eine oder andere Detail zu einer kritischen Bemerkung Anlaß gegeben haben, so ist doch der Gesamteindruck, den der vorliegende Band von H. Lewickas *La langue et le style du Théâtre comique français des XI^e et XVI^e siècles* beim aufmerksamen Leser hinterläßt, ein sehr positiver. Einmal mehr gewährt auch dieser zweite, den Komposita gewidmete Teil Einblick in das reiche Wortbildungsinventarium der Umgangssprache im 15. und 16. Jahrhundert. Aber mehr noch als die Fülle des verarbeiteten Materials besticht an dieser Arbeit vielleicht, daß es ihr Autor auf Grund einer intensiven Auseinandersetzung mit den Problemen der Wortkomposition verstanden hat, geeignete Ordnungskriterien für die Komposita der mittelfranzösischen Umgangssprache zu entwickeln, die den Anforderungen der modernen Linguistik gerecht werden. Kann man also durchaus davon sprechen, daß es sich bei Lewickas Arbeit über die Komposita in der Sprache des *Théâtre comique* um eine methodisch richtungsweisende Darstellung eines der schwierigsten Kapitel der Wortbildungslehre handelt, so darf man andererseits nicht übersehen, daß dieses Werk auch erheblich zur Erweiterung unserer Kenntnisse über das gesprochene Französisch im 15. und 16. Jahrhundert beiträgt.

Otto Jänicke

*

HELGE NORDAHL, *Les systèmes du subjonctif corrélatif. Etude sur l'emploi des modes dans la subordonnée complétive en français moderne*, Bergen-Oslo (Universitetsforlaget) 1969 (*Contributions norvégiennes aux études romanes 1*), 271 p.

Quels que soient les mérites des nombreux ouvrages consacrés jusqu'ici au subjonctif, on ne saurait dire qu'ils fournissent, sur tous les points, une description suffisamment détaillée de l'usage. Ici comme ailleurs, c'est surtout le côté quantitatif du problème qui a été négligé. Combien de fois ne se contente-t-on pas d'indiquer que, dans telle construction, l'indicatif et le subjonctif sont tous les deux possibles, et cela même dans des cas où les proportions sont en réalité on ne peut plus inégales?

S'il faut s'arrêter à ce stade-là, il est légitime de prétendre que l'essentiel a déjà été dit: abstraction faite de certains problèmes de délimitation, nous connaissons probablement tous les types de contextes qui permettent l'emploi du subjonctif. Si l'on pense au contraire qu'une bonne description ne saurait se limiter à constater une possibilité d'emploi et qu'elle doit indiquer aussi dans quelle mesure cette possibilité est utilisée par les sujets parlants, une grande partie du travail reste à faire.

C'est dans ce sens que s'est orienté M. Helge Nordahl. Ne se sentant pas le courage d'aborder les problèmes modaux dans leur ensemble, il a concentré ses efforts sur les complétives introduites par *que*. Reléguant au second plan l'interprétation sémantique de l'opposition *indicatif/subjonctif*, l'auteur se propose d'abord d'illustrer l'usage actuel des modes par des chiffres. Ses statistiques se basent sur un total de 24 000 exemples, représentant 407 textes littéraires (postérieurs, en principe, à 1920) et un nombre non précisé de journaux. Selon M. Nordahl, 157 de ces textes ont été dépouillés intégralement. Dans les autres, il s'est borné à noter «des phénomènes qui jusqu'alors n'avaient

pas été relevés» ou «des phénomènes d'une fréquence très réduite» (p. 10). Est-ce que l'auteur a toujours su éviter de mélanger ces deux méthodes différentes de dépouillement? Prenons par exemple le cas *croire* affirmatif (p. 25). Si les 31 subjonctifs proviennent du même nombre de textes que les 353 indicatifs, le premier chiffre est beaucoup plus élevé qu'on ne l'aurait cru possible.

L'entreprise de M. Nordahl n'est pas entièrement nouvelle. En 1966 paraissait un article précieux du linguiste suédois Lars Börjeson, où les mêmes problèmes sont traités selon la même méthode statistique¹. Les deux ouvrages sont pourtant assez différents en ce qui concerne la délimitation du sujet. Tandis que les 24 000 exemples de M. Nordahl se répartissent sur tous les types existants, les 12 000 fiches de Börjeson n'englobent pas, en principe, ceux qui sont rangés par M. Nordahl sous les rubriques «système volatif» et «système subjectif»: *Je veux qu'il revienne; Je m'étonne qu'il soit revenu*. Etant donné la fréquence de ces constructions, ainsi que d'autres de la même banalité, on comprend que là où nous pouvons confronter directement les résultats des deux chercheurs, ce n'est pas nécessairement M. Nordahl qui fournit la description la plus détaillée. Il faut lire les deux études parallèlement, d'autant plus que M. Nordahl omet plus d'une fois de faire état des chiffres de son devancier suédois. (Voir par exemple *ne pas douter*, N. p. 144, *ignorer*, p. 149, *ne pas savoir*, p. 197, *il est certain, vrai*, p. 208, les phrases hypothétiques, p. 227). Il semble qu'il n'ait pris connaissance de l'article de Börjeson qu'après la rédaction de certains chapitres de son ouvrage (cf. p. 177) et qu'il n'ait pas eu le temps d'établir des comparaisons dans tous les cas où cela aurait rendu service au lecteur.

Il y a d'ailleurs d'autres détails qui créent une impression fâcheuse d'incohérence. On aurait aimé voir l'auteur s'imposer la corvée d'une rédaction finale qui aurait éliminé au moins les inconséquences d'ordre plutôt extérieur (forme des tableaux, disposition, utilisation des italiques et autres détails typographiques, etc.).

Parmi les nombreuses difficultés méthodologiques auxquelles se heurte nécessairement l'auteur d'une thèse comme celle de M. Nordahl, le problème du classement est sans doute la plus redoutable. Le linguiste norvégien a choisi de présenter ses matériaux sous trois rubriques principales: 1. «Les volatifs»: *Je veux qu'il revienne* (ch. II, p. 23–73), 2. «Les subjectifs»: *Je m'étonne qu'il soit revenu* (ch. III, p. 74–136), 3. «Le système dubitatif»: tous les cas qui ne sont ni «volatifs» ni «subjectifs» (ch. IV, p. 137–247).

Cette division tripartite est justifiée par l'auteur de la manière suivante (p. 20–22). Dans le «système volatif», le subjonctif domine d'une façon presque absolue, quelle que soit la structure du «syntagme modal» (= l'ensemble que constituent l'«élément de modalité», c'est-à-dire l'expression régissante, et la subordonnée; v. p. 17–19). Le «système subjectif», au contraire, se caractérise par une certaine «vulnérabilité modale». Si la subordonnée est en contact direct avec l'«élément de modalité», le subjonctif continue à être de rigueur: *Je m'étonne qu'il soit venu* («construction contactuelle»), mais dès que ce contact est rompu par un élément intercalé, l'indicatif n'est pas exclu: *Je m'étonne de ce qu'il soit (est) revenu* («construction locutionnelle»); *Le malheur est qu'il soit (est) revenu* («construction attributive»); *Le malheur, c'est qu'il est (soit) revenu* («construction emphatisante»); *Ce qui m'étonne, c'est qu'il soit (est) revenu*

¹ *La fréquence du subjonctif dans les subordonnées complétives introduites par «que» étudiée dans des textes français contemporains*, SN 38 (1966), p. 3–64. Version posthume publiée avec la collaboration experte et dévouée de M. Henri Bonnard.

(«construction emphatique»). Dans le «système dubitatif» également, il faut tenir compte des facteurs formels, mais ici c'est d'abord la forme affirmative, négative ou hypothétique de la principale qui compte.

M. Nordahl a beau affirmer que c'est l'étude même des faits linguistiques qui lui a fait adopter ces trois catégories principales. Il n'en reste pas moins vrai qu'en fin de compte, ce sont là des groupements sémantiques, avec tout ce que cela comporte de difficultés presque insurmontables et de solutions nécessairement arbitraires. Il ne faut donc pas s'étonner de trouver, en examinant dans le détail comment les différents «éléments de modalité» ont été répartis sur les trois «systèmes» de base, un nombre non négligeable de cas où le classement auquel s'est arrêté M. Nordahl est très discutable. N'hésite-t-on pas quelque peu à accepter, sans exemples à l'appui, *appartenir, changer, dépendre, être (!), être cause que* comme des «verbes volitifs» (p. 44–45)? En ce qui concerne *être cause que*, notre hésitation est d'autant plus grande qu'on voit le synonyme approximatif *entraîner* classé comme «dubitatif» (p. 196). Est-ce que *habitude, moment, objet, temps et usage* sont des «noms volitifs» (p. 46)? Quelle différence y a-t-il entre d'un côté *il est fréquent, invariable, régulier* et de l'autre *il est courant, inhabituel, rare*? Aux yeux de M. Nordahl, les premières expressions sont «volitives» (p. 46), les dernières «subjectives» (p. 86). L'étiquette «nom voltif» ne surprend-elle pas appliquée à *façon, question et trait*, d'autant plus qu'aucun exemple n'est là pour nous tirer d'embarras (p. 66)? Si *admissible* est «subjectif» (p. 85), comment peut-on regarder *inadmissible* comme «voltif» (p. 46)? Faut-il voir dans le substantif *espoir* un véritable protée, jouant indifféremment les rôles de «subjectif» (p. 113) et de «déclaratif» (p. 204), et susceptible, par-dessus le marché, d'actualiser une nuance «dubitative/volitive» (p. 242)?

Cette liste de classifications douteuses, nullement exhaustive, actualise un important problème de base auquel M. Nordahl ne semble pas avoir accordé assez d'attention. En ce qui concerne l'identification de ce sens «voltif», «subjectif», etc., qui sert de base à la classification, on a le choix entre deux méthodes. Ou bien on regarde les choses du point de vue du sens total du «syntagme modal» réalisé, ou bien on part de l'«élément de modalité» pris isolément. Il semble qu'on ait le droit de reprocher à M. Nordahl une certaine hésitation entre ces deux points de vue. En donnant à ces listes des rubriques comme «verbes volitifs sémantiquement monovalents», il donne l'impression de s'en être tenu à la deuxième méthode; en incluant des verbes comme *appartenir, changer, dépendre, être* et *s'habituer*, il semble au contraire avoir opté pour la première.

Il faut souligner à ce propos que l'auteur aurait bien fait d'utiliser plus à fond sa distinction pertinente entre la «fonction connotative» et la «fonction dénotative» du mode (p. 18–19). Dans un cas comme *Je veux qu'il revienne*, le subjonctif ne constitue qu'un écho de la modalité exprimée, d'une façon univoque, par le verbe de la principale («fonction connotative»), tandis que dans *Dites-lui que je suis malade / qu'il vienne me voir*, le mode joue un rôle décisif pour l'interprétation de la phrase («fonction dénotative»). Plutôt que de réservier le dernier terme aux cas typiques de bivalence sémantique, il faudrait l'utiliser chaque fois que la relation principale–subordonnée ne devient claire que grâce à la forme modale. Remarquons aussi qu'il vaut peut-être mieux éviter de dire, comme on le fait en général, que dans les cas de fonction dénotative, la forme modale nous montre dans quel sens il faut prendre l'élément régissant. La forme modale nous renseigne sur la nature du rapport qui unit la subordonnée à l'élément de modalité, sans qu'il y ait lieu de postuler, partout et toujours,

un changement du sens de celui-ci, suivant qu'on met l'indicatif ou le subjonctif. Quoi qu'il en soit, il y a à cet égard une différence considérable de degré, par exemple, entre *entendre* (p. 49) et *dire, téléphoner* (p. 53).

Les deux chapitres consacrés aux syntagmes «volitifs» et «subjectifs» sont assez pauvres en renseignements nouveaux, abstraction faite de ce qui a été dit sur la plus grande «vulnérabilité modale» de ceux-ci par rapport à ceux-là. Quand on pense à la grande fréquence de ces types relativement peu intéressants, on se demande si l'auteur n'aurait pu obtenir ce résultat à moins de frais, imaginant une méthode qui l'eût dispensé de noter tous les exemples réguliers.

C'est à l'intérieur de la catégorie des «dubitatifs» que surgissent les grands problèmes. Constatons tout d'abord – M. Nordahl en est d'ailleurs parfaitement conscient – qu'ici on ne saurait plus parler d'un système cohérent: les expressions dont il s'agit n'ont pour dénominateur commun que le fait de n'être ni des «volitifs», ni des «subjectifs». En effet, M. Nordahl va jusqu'à distinguer 10 systèmes différents, divisés en deux groupes principaux, «selon que I. *L'élément dubitatif est exprimé sémantiquement* par l'élément de modalité, dans la dépendance de laquelle se trouve la complétive. II. *L'élément dubitatif est exprimé accessoirement* par la forme énonciative: négative, interrogative ou hypothétique, dans laquelle se trouve incorporé l'élément de modalité déclaratif ...» (p. 137–138). Ces deux groupes sont subdivisés de la manière suivante: Ia. «Verbes de négation et de doute»: *douter, nier, ignorer, etc.* (p. 140ss.). Ib. «Verbes et noms d'éventualité»: *risquer, suggérer, chance, supposition* (p. 155ss.). Ic. «Verbes d'apparence»: *il paraît que, il semble que* (p. 158ss.). Id. «Verbes d'occurrence»: *il arrive que, etc.* (p. 173ss.). Ie. «Verbes de supposition»: *admettre, imaginer, mettre, supposer* (p. 181ss.). IIa. «Les verbes déclaratifs pris négativement»: *je ne crois pas que, etc.* (p. 191ss.). IIb. «Les verbes déclaratifs pris interrogativement»: *croyez-vous que, etc.* (p. 212ss.). IIc. «Les phrases hypothétiques»: *si vous croyez que, etc.* (p. 227ss.). IId. «Subjectivation et dubitatification d'un élément déclaratif»: *il est regrettable de constater que, on pourrait croire que, croire difficilement que, je mentirais en disant que, etc.* (p. 234ss.). IIe. «La proposition complétive précède la principale»: *Qu'il soit riche, je le crois* (p. 243ss.).

Etant donné le nombre de ces sous-catégories, on comprend que M. Nordahl a essayé d'éviter une faute trop souvent commise par les grammairiens, à savoir de citer sous le même chef des expressions qui, pour être sémantiquement apparentées, n'en sont pas moins fort différentes en ce qui concerne l'influence modale. C'est là une erreur particulièrement grave dans une étude quantitative, car en mettant trop dans le même sac, on risque évidemment d'enlever aux statistiques toute valeur démonstrative. Prenons par exemple le tableau des verbes de négation et de doute (p. 140). Pour le cas «construction affirmative», M. Nordahl arrive à un total de 140 subjonctifs contre 96 indicatifs. Ce chiffre eût été un guide peu sûr, si l'auteur n'eût pris la précaution de nous indiquer, non seulement de quels verbes il s'agit, mais aussi quelle est la répartition exacte des exemples, méthode à laquelle il restera en principe fidèle par la suite. En effet, 92 des 96 indicatifs ont été relevés après le verbe *ignorer!*

Des chiffres pour chaque verbe particulier, voilà qui pourrait sembler le plus haut degré de précision que l'on puisse atteindre. Il n'en est rien. En réalité, il est parfois nécessaire d'aller encore plus loin. Est-il sûr, par exemple, que les deux constructions *je suppose que* et *supposons que* puissent être traitées ensemble, que *je ne crois pas* soit comparable à *il ne croit pas*, que *je ne dis pas* ait la même influence que *ne dites pas*? Grâce à la richesse de ses matériaux, M. Nordahl a parfois pu établir des sub-

divisions formelles de ce genre. Citons par exemple la manière excellente dont il traite du cas *il (me) semble que* (p. 159 ss.). En subdivisant les exemples selon la forme temporelle de l'expression régissante (*il semble, semblait, sembla, a semblé, avait semblé, semblerait*), il arrive à démontrer, notamment, que l'imparfait est plus régulièrement suivi d'un subjonctif que le présent (p. 162). En ce qui concerne le cas *il me semble*, l'auteur tient compte aussi de la nature du régime indirect: le subjonctif, ici nettement minoritaire, est quand même un peu moins exceptionnel dans le cas *il lui semble* (régime indirect à la 3^e personne) que dans le cas *il me semble* (régime indirect à la 1^{re} personne) (p. 167). Le seul reproche que l'on puisse faire à M. Nordahl, c'est de n'avoir pas examiné également le rôle que pourrait jouer la forme temporelle de la subordonnée. Combien des indicatifs sont des futurs ou des conditionnels? Est-ce que la position précaire de l'imparfait du subjonctif peut amener l'usage de la forme indicative correspondante plutôt que du présent du subjonctif, forme souvent inutilisable pour des raisons de clarté?

Un autre exemple de ce que peut donner l'application de critères formels nous est fourni par les verbes de supposition (p. 181 ss.). Si ces verbes «se construisent assez rarement avec le subjonctif dans des phrases à sujet personnel» (*je suppose que*, p. 186), ce mode domine en revanche, et d'une façon très nette, après un impératif (*supposons que*), un géronatif (*en supposant que*), un infinitif prépositionnel (*à supposer que*) ou un participe passé (*supposé que*) (p. 182).

La grande valeur démonstrative qui caractérise la plupart des statistiques de M. Nordahl fait d'autant plus regretter que, dans un cas malheureusement très important, l'auteur abandonne, d'une façon inexplicable, ses principes habituels. Il s'agit des verbes déclaratifs pris négativement (p. 191 ss.). Après avoir constaté que les grammairiens sont ici unanimes à reconnaître au subjonctif une prépondérance très nette, voire la dominance absolue, l'auteur nous cite des chiffres qui semblent indiquer une répartition modale remarquablement égale: 865 subjonctifs contre 944 indicatifs (p. 192). Or, quiconque possède un minimum de sensibilité sémantique se dit qu'il est question ici d'une catégorie beaucoup trop hétérogène pour que les chiffres totaux présentent un réel intérêt. Les verbes de croyance (*croire, penser*) se distinguent nettement des verbes déclaratifs proprement dits (*dire, annoncer, etc.*), pour ne rien dire des verbes de perception (*voir, entendre, etc.*) ou un cas particulier comme *savoir*. Qui veut réfuter ou confirmer les règles des grammairiens, se doit évidemment non seulement de préciser à quels verbes il fait allusion, mais aussi d'examiner s'il est légitime de les présenter en bloc. Comment se fait-il que M. Nordahl soit resté muet sur ce point capital? Evidemment, les exemples nous permettent de tirer certaines conclusions, mais comme les verbes cités sous la rubrique «subjonctif» sont, dans une large mesure, autres que ceux cités sous la rubrique «indicatif», on n'arrive pas à y voir clair.

Regrettions aussi qu'encore une fois M. Nordahl omette de prendre en considération la forme temporelle de la subordonnée. Il affirme, il est vrai, que le futur et le conditionnel sont d'un emploi très fréquent (p. 202), mais qu'est-ce qui l'a fait renoncer à indiquer les proportions exactes? Selon M. Nordahl, le futur s'emploie surtout dans les cas où le verbe est précisé par un adverbe de temps ou par une locution adverbiale. Le risque d'équivoques étant nécessairement plus grand quand une telle précision fait défaut, cette affirmation ne laisse pas de surprendre, et on a le droit de regretter l'absence totale de preuves en la matière.

Heureusement, l'auteur nous offre une petite compensation de ces lacunes. S'inspirant des idées de Damourette et Pichon, il fait la distinction entre 1^o énoncés locutifs,

au présent; 2^e énoncés locutifs, autres temps; 3^e énoncés allocutifs; 4^e énoncés délocutifs. Le subjonctif semble sensiblement plus fréquent dans la première catégorie que dans aucune des autres (p. 197).

Les critiques qu'on vient de lire pourraient se répéter au sujet des verbes déclaratifs pris interrogativement (p. 212 ss.). Ce qui rend pourtant ce chapitre beaucoup plus précieux, c'est qu'ici l'auteur nous présente quand même des chiffres pour quelques verbes particuliers. Il démontre par exemple (p. 216) que si les expressions *croyez-vous que* et *pensez-vous que* sont très souvent suivis d'un subjonctif (une fois sur deux, à peu près), il n'en est pas de même de *dites-vous que* (2 subjonctifs seulement sur un total de 28 exemples).

Il faut aussi mettre à l'actif de M. Nordahl d'avoir traité séparément cinq structures interrogatives différentes (p. 214). Relativement fréquent après les questions d'inversion (*croyez-vous que?*), le subjonctif est très rare après les questions d'intonation (*vous croyez que?*), les questions périphrastiques (*est-ce vous croyez que?*) et les questions formées avec la négation (*vous ne croyez pas que?* *ne croyez-vous pas que?*). Après les questions partielles (*qui croit que?* *comment croire que?* *pourquoi dites-vous que?* *quand pensez-vous que?*), le subjonctif redevient moins exceptionnel, mais il est loin de la position qu'il occupe après les questions d'inversion. La catégorie des questions partielles semble d'ailleurs moins homogène que les autres: sémantiquement, *qui croit que?* et *comment croire que?* ne sont pas du tout comparables à *quand croyez-vous que?* et *pourquoi croyez-vous que?* Il n'est pas exclu qu'un examen détaillé révélerait des différences de «comportement modal».

En ce qui concerne les verbes déclaratifs pris hypothétiquement, M. Nordahl nous donne enfin ce que nous avions cherché en vain dans les deux chapitres précédents: une liste des verbes servant de base aux statistiques (p. 229). Pour cette catégorie, Börjeson était arrivé à des résultats on ne peut plus nets. Sur 108 exemples des verbes *croire*, *dire*, *penser* et *savoir*, il n'avait relevé qu'un seul subjonctif (*op. cit.*, 37). Il est curieux de constater que les chiffres de M. Nordahl sont beaucoup plus favorables au subjonctif (18,8%). Comme les exemples de Börjeson sont à la fois plus récents et moins exclusivement littéraires que ceux de M. Nordahl, cette divergence ne surprend pas outre mesure. Retenons en tout cas que les grammairiens ont tort qui considèrent le subjonctif comme le mode normal dans ces constructions.

Toute précieuse que puisse être la méthode statistique en matière de syntaxe, les résultats qu'elle fournit ne doivent être regardés que comme un point de départ pour l'analyse qualitative, surtout quand il s'agit d'un problème si éminemment sémantique que la concurrence des modes. Nous ne discuterons pas l'immense problème du sens de base du subjonctif. L'auteur ayant déclaré que c'est d'abord la description de l'usage qui l'attire, il serait injuste de l'attaquer sur un domaine qui n'est pas le sien.

En revanche, il semble qu'on ait le droit de réagir contre un certain manque de rigueur en ce qui concerne le choix et la présentation des exemples. Trop souvent on a l'impression qu'une fois les résultats numériques communiqués, l'auteur se hâte de citer par acquit de conscience quelques-uns de ses exemples, sans se donner le temps de leur arracher le plus de renseignements possible, ni de s'assurer de leur valeur démonstrative. Voici, plus ou moins au hasard, quelques cas de ce genre:

P. 69. *L'important est qu'il ait reconnu ses torts.* La forme temporelle de la subordonnée indique, d'une façon univoque, qu'il s'agit d'un événement qui a réellement eu lieu. Dans des cas pareils, il est contraire au bon sens de parler d'un rapport «volatif».

Il s'agit de l'évaluation «subjective» d'un fait accompli. Selon cette manière de voir, *Il est important qu'il le fasse demain et Il est important qu'il l'ait déjà fait* devraient être traités dans deux chapitres différents, ce qui nous rappelle encore une fois les sérieuses difficultés de classement avec lesquelles a dû lutter M. Nordahl.

P. 135. *Ce qui n'est pas moins fâcheux pour vous, reprit Chauvieux, c'est que la victime soit un pédéraste.* Cet exemple, illustre-t-il vraiment l'influence de *fâcheux* négatif? N'est-il pas clair que la négation porte uniquement sur *moins*?

P. 136. *Savez-vous ce qui est pénible dans les affaires. C'est qu'il faut toujours chipoter.* La construction interrogative (*Savez-vous*) est sans pertinence ici. Le locuteur pose une question, ensuite il donne lui-même la réponse, en abrégant un peu, comme on le fait toujours dans un cas pareil: (*Ce qui est pénible dans les affaires*) *C'est qu'il faut toujours chipoter.* La principale «sous-entendue» est évidemment affirmative.

P. 156. *L'idée qu'un homme à tête froide, comme Poincaré, pût souhaiter une guerre de revanche, était stupide. – La seule pensée qu'il pût me toucher m'était odieuse.* L'auteur néglige deux facteurs possibles: la position de la complétive en tête de la phrase et la présence des adjectifs «subjectifs» *stupide* et *odieuse*.

P. 157. *Hélas! J'étais trop sensible à la jeunesse pour ne pas envisager que je me détacherais de Marthe.* M. Nordahl ne semble pas avoir remarqué que le sens négatif est éliminé par *trop ... pour*. La présence matérielle d'une négation n'est pas un critère tout à fait sûr, car c'est naturellement le *sens* négatif (interrogatif, hypothétique) qui peut exercer une influence sur la «mise modale». Cf. p. 205: *Il n'est certes pas sans signification que, chaque fois que je suis désemparé, j'aboutisse dans ce quartier. Ici signification n'est certainement pas un nom déclaratif «pris négativement».*

P. 164. *Il a semblé, en effet, aux auteurs de l'émission que Cécil Saint-Laurent ... était l'écrivain moderne le plus proche du père de Monte-Cristo. – A tous, il avait semblé que le terrain était assez bon ...* Ces deux phrases sont citées sous la rubrique *il semble que*, ce qui constitue une erreur de classement très fâcheuse. A cause de la présence d'un régime indirect (*aux auteurs, à tous*), elles auraient dû être comptées et citées sous la rubrique *il me semble que*.

P. 203. Le maître d'hôtel: ... *Et il pleurait à chaudes larmes, il se donnait de grands coups dans la poitrine et il nous demandait pardon!* Amanda gentiment: *Cela non plus, je ne crois pas que c'était du chagrin.* L'auteur essaie de démontrer qu'à l'occasion, la principale *je ne crois pas* «n'a qu'une fonction de locution adverbiale, ou de 'précaution oratoire' (Thomas)», ce qui expliquerait l'indicatif: «Au lieu de dire 'ce n'était pas du chagrin', la jeune fille dit, modestement et euphémistiquement 'Je ne crois pas que...'.»

Or, quoi qu'ait voulu dire la jeune fille, l'imparfait de l'indicatif s'imposait. La forme *fût* est évidemment hors de cause, mais cela vaut aussi, et c'est là le fait le plus intéressant, pour le remplaçant habituel *soit*. Comme la principale comporte un présent, le même temps dans la subordonnée suggérerait inévitablement un rapport non voulu de simultanéité. Cf.: *Il dormait quand vous êtes rentrés? – Non, je ne crois pas qu'il dormait.*

Tout ouvrage qui traite un sujet aussi vaste et aussi compliqué que le subjonctif donne facilement prise à des critiques, et l'on a vu que le livre de M. Nordahl ne constitue nullement une exception. Il faut pourtant souligner que les pages qu'on vient de lire font peut-être une part trop large aux cas où l'on pourrait n'être pas d'accord, comme il arrive si souvent dans les comptes rendus. Tel qu'il se présente, le livre constitue sans conteste un grand pas en avant vers une description satisfaisante de l'usage des modes en français contemporain. A une époque où un nombre sans cesse accru de

linguistes du monde entier sont occupés à «expliquer» à l'aide d'une infinité de diagrammes et de formules une masse de faits archiconnus qui n'ont jamais causé de difficultés à personne, il faut saluer avec enthousiasme tout ouvrage qui a pour but d'apporter du nouveau. Il reste encore de la place pour la bonne vieille grammaire «taxinomique»!

Lennart Carlsson

*

RAYMOND LULLE, *Doctrine d'Enfant*. Version médiévale du ms. fr. 22933 de la B. N. de Paris. Texte établi et présenté par ARMAND LLINARÈS (*Bibliothèque française et romane B 7*), Paris 1969, 256 p.

Der Herausgeber der beiden Llull-Übersetzungen *Le Livre des bêtes*¹ und *Le Livre du gentil et des trois sages* hat nun auch die französische Übersetzung der *Doctrina Pueril* von Ramon Llull veröffentlicht². Im ersten Kapitel der Einleitung (*Un programme d'éducation en langue vulgaire*) behandelt Llinarès kurz die Unterrichtsmethoden im Mittelalter und faßt den Inhalt der *DP* zusammen. Im zweiten Kapitel (*Principes et éléments d'une éducation*) geht er auf einzelne Grundzüge der Erziehungslehre Ramon Llulls ein. Dabei kann sich der Leser manchmal nicht des Eindrückes erwehren, eher die Lebensdeutungen des Philosophen Llinarès als die Ideen Llulls anzutreffen, so zum Beispiel p. 15: «L'homme a, en effet, une nature; mais il est aussi ce qu'il aspire à être, ce qu'il veut être. Il est même peut-être plus ce qu'il veut être que ce qu'il est momentanément. [...] Vivre, ce n'est donc pas exister dans l'instant qui fuit, mais c'est prendre place dans le permanent, dans ce qui est à la fois passé, présent et avenir.» Anstelle von solch tiefgründigen Betrachtungen über das menschliche Leben hätte man in einer Einführung in einen mittelalterlichen Text vielleicht lieber etwas mehr über die Erziehung im 13. Jahrhundert und vor allem auch über mögliche Quellen, welche Ramon Llull benutzt haben könnte, gelesen.

Im dritten Kapitel (*De la Doctrina Pueril à la Doctrine d'enfant*) befaßt sich Llinarès etwas genauer mit der französischen Übersetzung des Werkes. Merkwürdig ist vor allem, daß ein Kapitel hinzugefügt ist, welches sich nicht im katalanischen Text befindet. Es hat seinen Platz zwischen Kapitel 80 und 81 und trägt den Titel *Des Chevaliers*. Wenn es, wie der Herausgeber wohl mit Recht annimmt, ein Zusatz des Übersetzers ist, so ist doch erstaunlich, wie gut dieser Llulls Werke bekannt hat; denn das Kapitel stellt eine Art Zusammenfassung des *Livre de l'orde de cavalleria* dar, was Llinarès zwar nicht bemerkt zu haben scheint. Ein zusätzlicher, von Llinarès nicht angeführter Beweis für die Unechtheit liegt im Ende des Kapitels. Es hört mit dem Wort *home* auf, während bei allen andern Kapiteln, jedenfalls im katalanischen Text, der Schluß durch einen Ausdruck gebildet wird, welcher sich auf Gott bezieht (Dieu, Jhesu Christ, Seigneur etc.). Dieses von Ramon Llull bewußt angewandte Stilmittel hat der Übersetzer nicht beachtet³.

¹ Siehe Besprechung von G. COLÓN, *VRom.* 26 (1967), 162–164.

² Im folgenden zitiere ich als *DP* (*Doctrina Pueril*) den katalanischen Text, als *DE* (*Doctrine d'Enfant*) die französische Übersetzung.

³ Der Übersetzer hat sich auch in vielen andern Kapitelschlüssen nicht an diese Regel gehalten, welche im katalanischen Text konsequent durchgeführt ist. Eine Aus-

Der Textausgabe folgt ein Glossar, ein Verzeichnis der Eigennamen, ein Stichwortverzeichnis und eine Bibliographie. Hier einige Bemerkungen zum Glossar. Im Vorwort, p. 31, schreibt Llinarès, es enthalte «des mots d'emploi peu courant ou même rare». Man ist daher etwas erstaunt, Wörter wie *ardoir*, *chief*, *greigneur* etc. zu finden. Es ist zu bedauern, daß Llinarès den Text nicht in Paragraphen eingeteilt hat; denn die bloße Angabe der Seitenzahl erschwert das Suchen nach einem Wort.

Abregement definiert Llinarès durch «abrégué», was den Leser vermuten läßt, es handle sich um ein Substantiv. Es ist aber ein Adverb, also «d'une manière abrégée»⁴. Im katalanischen Text, p. 3, § 2 (ich zitiere wie Llinarès die Ausgabe von Obrador, *Obres de Ramon Lull*, vol. 1, Palma de Mallorca 1906), lesen wir *abreviadament*.

Ahonté (kat. *ahontat*, p. 160, § 18) bedeutet hier nicht 'éhonté', sondern im Gegen teil 'couvert de honte'⁵, was aus dem Satzzusammenhang klar hervorgeht: *home irié et desconforté, et desconseillé, travallué et ahonté*. Vielleicht wurde Llinarès durch das Adjektiv *irié* fehlgeleitet, welches jedoch nicht mehr den Sinn von lat. *IRA* hat, sondern 'affligé' bedeutet⁶.

Pelegrinanz wird als 'pèlerinages' definiert, wäre also ein Substantiv. Ein solches ist aber nirgends belegt; es gibt das Verb *peleriner* 'faire un pèlerinage'⁷, die erwähnte Form ist wohl eher ein Partizip Präsens zu diesem Verb (anders kat. *pelegrinacions* p. 48, § 1).

Die Bibliographie (p. 253s.) enthält 1. *Manuscrits et éditions*, 2. *Etudes*. Die Angaben über die Handschriften sind sehr ungenau. Llinarès erwähnt als ersten katalanischen Text das Ms. 700 der sogenannten «Bibl. central» von Barcelona; diese Handschrift enthält aber nicht den ganzen Text der *DP*, sondern nur Fragmente. Die zweite Handschrift, welche Llinarès angibt, sollte sich auf der Biblioteca episcopal von Barcelona befinden; es ist dieselbe, welche Obrador 1906 für seine Ausgabe benutzt hat. Leider ist sie spurlos verschwunden. Wahrscheinlich ist sie während des spanischen Bürgerkrieges verbrannt⁸. Das Ms. 0.87 sup. der Ambrosiana soll nach Llinarès Fragmente der *DP* enthalten. Dazu ist zu bemerken daß es nicht aus dem 14., sondern aus dem 15. Jahrhundert stammt und mit der *DP* überhaupt nichts zu tun hat, was von P. Guarnerio in *Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans* 1908 eindeutig bewiesen worden ist. Einzig der Titel *De la doctrina dels infans* ist demjenigen der *DP* ähnlich; im übrigen handelt es sich um einen schematischen, unpersönlichen Katechismus, der nicht einmal als Zusammenfassung der *DP* bezeichnet werden darf. Das Ms. 682 der Biblioteca de Catalunya enthält die lateinische Übersetzung dieses Traktates und nicht, wie Llinarès meint, lateinische Fragmente der *DP*⁹.

nahme bildet nur Kap. 8, welches in der Ausgabe von OBRADOR mit dem Wort *agradablement* aufhört. Die Varianten der andern Handschriften zeigen aber den richtigen Text: *agradables a nostre Sr. Déu*. Auch die Vorlage der DE war vollständig, denn wir lesen p. 51: *agraables a nostre seingneur Dame dieu*.

⁴ Gdf., *Dict. 8*, 17. ⁵ Gdf., *Dict. 1*, 177. ⁶ FEW. – Gdf., *Dict. 6*, 67.

⁸ Dr. P. Bohigas, Konservator der Manuskriptenabteilung der Bibl. de Catalunya, dem ich hier für seine Bemühungen herzlich danke, vermutet, daß diese Handschrift sich bei den Büchern befand, welche aus der Bibliothek von TORRES AMAT stammen; denn dieser erwähnt sie in seinem *Diccionario crítico de Escritores catalanes*, p. 699; der Raum, in dem diese Bücher aufbewahrt wurden, ist im Kriege ausgebrannt.

⁹ Für weitere Einzelheiten, cf. meinen Artikel in *Boletín de la Sociedad Castellonense de Cultura* 46/1 (1970), 401–412.

Unter *Texte provençal, fragments*, lesen wir: Paris, Bibl. Nat., fr. 6182, fr. 6504; die richtigen Nummern lauten aber: Nouv. acq. fr. 6182, und Nouv. acq. fr. 6504. Als Fragment des lateinischen Textes gibt Llinarès das Ms. 480 der «Bibl. central» von Barcelona an. Hier ist erstens die Nummer falsch; die richtige lautet 481; und zweitens ist es kein lateinisches, sondern ein katalanisches Fragment (Kapitel 82, *De religió*). Das Ms. Clm. 10529 enthält ebenfalls kein lateinisches, sondern ein katalanisches Fragment.

Unter 2. *Editions, texte catalan, fragments*, zitiert Llinarès die Ausgabe des Ms. 0.87 sup. der Ambrosiana von Guarnerio, welcher in diesem Artikel ja gerade bewiesen hat, daß es sich nicht um die *DP* handelt. Dafür gibt er den Artikel von Ramon d'Alòs-Moner nicht an, welcher in *Franciscàlia* (Barcelona 1928) das im Ms. 700 der Biblioteca de Catalunya enthaltene Fragment der *DP* veröffentlicht hat.

Folgende Liste der Handschriften soll das eben Aufgeführte etwas klarer darstellen.

KATALANISCHER TEXT

Vollständig

1. München, Staatsbibl., Ms. 605, Hisp. 61, fol. 78–151 (15. Jh.).
2. München, Staatsbibl., Ms. 609, Hisp. 66, fol. 1–98r (15. Jh.).
3. Palma, Bibl. Pùbl., Ms. 1024, 103 fol. (17. Jh.).
4. Mallorca, Cartoixa de Valldemosa, 140 fol. (17. Jh.).
5. Madrid, Bibl. Nac., Ms. 185, fol. 1–160v, script. 1645.
6. Palma, Conv. Franc., Ms. 15 (ant. 5/27), 47 fol., script. 1732.

Fragmente

1. Barcelona, Bibl. de Catalunya, Ms. 700 (14. Jh.).
2. Barcelona, Bibl. de Catalunya, Ms. 481, fol. 88v–89 (15. Jh.).
3. Marseille, Bibl. Publ., Ms. 1095, fol. 1–4 und 180–183 (14. Jh.).
4. München, Staatsbibl., Clm. 10529, fol. 1 (15. Jh.).
5. Palma, Bibl. Pùbl., Ms. 1042, fol. 66–66v (14. Jh.).

PROVENZALISCHER TEXT

Vollständig

- Mailand, Bibl. Ambros., E 4 sup., fol. 1–71r (13. Jh.).

Fragmente

- Oxford, Bodl. Libr., Douce 162.
 Paris, Bibl. nat., Nouv. acq. fr. 6182 (14. Jh.).
 Paris, Bibl. nat., Nouv. acq. fr. 6504 (15. Jh.).

LATEINISCHER TEXT

Vollständig

1. München, Staatsbibl., Clm. 10548, fol. 7–59 (14. Jh.).
2. München, Staatsbibl., Clm. 10549, 95 fol. (14./15. Jh.).
3. Lyon, Bibl. municipale, Ms. 258, fol. 205–271 (14. Jh.).
4. Palma, Bibl. Pùbl., Ms. 1072, fol. 1–83 (18. Jh.).

FRANZÖSISCHER TEXT

Vollständig

- Paris, Bibl. nat., Ms. fr. 22933, fol. 1–64r (13./14. Jh.).

Ich habe einige Kapitel mit der Handschrift fr. 22933 der Bibliothèque nationale verglichen (Prologue, Kap. 1, 46, 47, 79, 93, 95, 100) und dabei folgende Fehler gefunden: 34.3 *commandemens* : *commandemenz* (ich zitiere zuerst die Lesart von Llinarès und dann diejenige der Handschrift); 35.1 *veult* : *velt*; 35.9 *construction* : *constriction*; 35.18 *Encore de meisme* : *Encore de ce meisme*; 37.19 *painnes* : *poinnes*; 37.24 *Fiuz, aime Dieu* : *Fiuz, ainme Dieu*; 38.2 *mensongier* : *mençongier*; 103.12 *joie en auroies* : *joie tu auroies*; 103, Anm. 11 *enfante* : *enfance*; 104.18 *come grant joie* : *com grant joie*; 104.21 *par [or] estre seignor* : *por estre seignor*; 170.23 *mestier estoit* : *mestier li estoit*; 171.27 *hom est fet* : *home est fet*; 171, Anm. 86 *ja enfent ne serjaat n'aura, ne maisnie* : *ja enfant ne serjant n'aura, ne maisniece*; 212, zweitletzte Z. *Et se tu veuls aproismer* : *Et se tu te veuls aproismer*; 213.2 *porce que tu ne soies* : *por ce que ne soies*; 229.8 *la moe langue* : *la moie langue*; 230, zweitletzte Z. *moulleplier* : *moulleplié*.

Bei zwei Textverbesserungen hat es Llinarès unterlassen, die Lesart des Manuskriptes anzugeben: 102, viertletzte Z. *fiuz [tant] honorable* : *fiuz fu honorable*; 104.3 [des] *lointaignes terres* : *les lointaignes terres*.

Llinarès hält sich für den ersten Herausgeber dieses französischen Textes. Es ist ihm entgangen, daß das Werk bereits im 15. Jahrhundert gedruckt worden ist, was allerdings bis jetzt noch nicht bekannt war. Die Inkunabel trägt den Titel *Tresor des humains* (Paris [Jean Dupré] 1482) und befindet sich auf der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris¹⁰. Ich werde diesen Text in einem späteren Artikel genauer behandeln und mache hier nur einige kurze Angaben. Die Inkunabel enthält alle Kapitel der *DE*, auch das vom Übersetzer hinzugefügte Kapitel *Des Chevaliers*. In einer Art Vorwort der Herausgeber lesen wir: «Lequel livre a été veu et corrigé à Paris par plusieurs grans clers docteurs tant en theologie que en autre science.» Der Text weicht denn auch an vielen Stellen stark von demjenigen des Ms. fr. 22933 ab, ist aber trotzdem als dieselbe Übersetzung von Ramon Llulls Erziehungsbuch erkennbar.

Gret Schib

¹⁰ J.-Ch. BRUNET, *Manuel du Libraire*, vol. 5, Paris 1864, p. 939. – L. M. MICHON, *Inventaire des incunables de la Bibl. Ste-Geneviève*, Paris 1943, p. 23. – COPINGER, part 2, vol. 2, p. 130 (nº 5874). – Auf dem Titelblatt fehlt die Angabe des Druckers; die Vermutung, daß es sich um Jean Dupré handelt, entnehme ich dem Zettelkatalog der Bibliothèque Sainte-Geneviève. An allen hier zitierten Stellen wird das Buch als anonymes Werk aufgeführt; es ist meines Wissens bisher noch nie als Übersetzung der *DP* erkannt worden.